

REZENSIONEN

Blagotvoritel'nost' i miloserdie. Rubež XIX-XX vekov. Istoriko-dokumental'noe izdanie. Avtory-sostaviteli: V. N. Zanozina i E. A. Adamenko. S.-Peterburg: Liki Rossii, 2010. 247 S., zahlr. Abb. ISBN: 978-5-87417-324-1.

Blagotvoritel'nost' v istorii Rossii: Novye dokumenty i issledovanija. Otv. Red. L. A. Bulgakova. S.-Peterburg: Nestor-Istorija, 2008. 436 S. ISBN: 978-5-98187-238-9.

Diese Übersicht ist zwei in St.-Petersburg erschienenen Sammelbänden gewidmet: einem Band mit Fotos und erläuternden Texten und einer Sammlung von Dokumenten und wissenschaftlichen Aufsätzen. Der erste Sammelband – das im Jahre 2010 erschienene Buch „Blagotvoritel'nost' i miloserdie“ (2. Auflage, 1. Auflage 2000) – zeigt, dass das Interesse an der Geschichte des Wohltätigkeitswesens, das sich in den letzten Jahrzehnten in einer großen Anzahl von Veröffentlichungen niedergeschlagen hat, nicht versiegt ist. Die erste Auflage hatte noch „in St.-Petersburg“ im Titel. In dieser Auflage ist diese Einschränkung weggefallen, weil die veröffentlichten Beiträge nicht nur die Hauptstadt, sondern auch andere Orte Russlands (Moskau, die Gouvernements Novgorod und Nižnij Novgorod u.a.) behandeln, obwohl die absolute Mehrheit der Fotos sich tatsächlich auf das Wohltätigkeitswesen St. Petersburgs/Petrograds bezieht. Die Veröffentlichung beruht auf Forschungsarbeiten des Zentralen Staatlichen Archivs für Kino-, Foto- und Phonodokumente in St. Petersburg. Als Initiator tritt der Nordwestliche Multiple-Sklerose-Verband auf. Das Hauptmaterial machen mehr als 300 Fotos aus. Die Erläuterungen zu den Fotos haben keinen wissenschaftlichen Charakter; tatsächlich sind es Text-Zitate aus Werken von vorrevolutionären Autoren. Die Texte spiegeln deshalb stereotype Vorstellungen von den Tugenden der Angehörigen der Zarenfamilie und der Oberschichten der Gesellschaft wider. Die beigefügte Liste vorrevolutionärer Arbeiten zu diesem Thema ist von Interesse (S. 244–247).

Wohltäter unterstützten Erziehungs- und Bildungseinrichtungen für Kinder, die Versorgung Bedürftiger mit Wohnraum und Nahrung, die Pflege von Männern und Frauen im Alter usw. Die Beiträge des abschließenden Sammel-

bandteiles sind der Organisation der Unterstützung für die während des ersten Weltkrieges verwundeten Soldaten und ihre Familien gewidmet. Der Band zeigt übersichtlich, dass in der Hauptstadt Dutzende von Heil- und Bildungseinrichtungen für Kinder und Erwachsene auf Kosten von Spenden und Privatinitiativen existierten. Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts wurde Wohltätigkeit zu einer angesehenen Form der gesellschaftlichen Lebens und erreichte ein neues Niveau: Sammelaktionen erhielten Massencharakter, soziale Einrichtungen wurden auf der Grundlage der Erkenntnisse der Gesundheitslehre und wissenschaftlicher Prinzipien organisiert. Im Großen und Ganzen stellt dieser Sammelband nicht mehr als eine illustrierte, in mancher Beziehung ‚galamäßige‘ Quelle dar. Das kommt nicht zuletzt daher, dass die damaligen Fotos sehr häufig einen statischen, inszenierten und eingeschriebenen Charakter trugen.

Der von L. A. Bulgakova herausgegebene Sammelband ist demgegenüber von wissenschaftlichem Interesse. Er besteht aus zwei Teilen: Quellen und Beiträge. Im ersten Teil finden sich neue Dokumente über das Verhältnis zwischen der Zarenregierung und den Bündeln der Landschaften und der Städte (*Zemskij sojuz* und *Gorodskoj sojuz*) in den Jahren 1915–1916, die aus dem Russischen Historischen Staatsarchiv (RGIA) stammen, und Quellen über die Wohltätigkeit von Frauen in der russischen Emigration. Der zweite Teil besteht aus 19 wissenschaftlichen Artikeln über verschiedene Themen der Geschichte des Wohltätigkeitswesens, wobei dieses sehr breit verstanden wird: nicht nur als unentgeltliche Tätigkeit und finanzielle Unterstützung für Hilfsbedürftige, sondern auch als Stiftertätigkeit (*mecenatstvo*), staatliche Sozialfürsorge, Gemeinschaftshilfe usw. Der Sammelband zeigt die nach wie vor existierende Begriffsverwirrung in diesem Forschungsfeld. Der geographische Rahmen umfasst St. Petersburg (5 Artikel), Moskau (3), den Ural und das Auslandsrussentum; der chronologische reicht vom 18. Jahrhundert bis in die 1930er Jahre.

Der Sammelband wird durch eine historiographische Übersicht von Adele Lindenmeyr, der US-amerikanischen Pionierin der russischen Wohltätigkeitsgeschichte, eröffnet. Sie zeichnet ein positives Bild von der Entwicklung der His-

toriographie zu diesem Thema in den letzten Jahrzehnten und meint, es sei die Zeit der sorgfältigen Analyse von Fakten und der gleichzeitigen Vertiefung von konzeptionellen Forschungen gekommen. Die Autorin vertritt die These, dass in der Geschichte der sozialen Fürsorge in Russland das binäre Konzept (patriarchalische Wohltätigkeit – staatliche Sozialfürsorge) widerlegt sei (S. 97), und hält die Erforschung der Wohltätigkeit in der Sowjetzeit für notwendig, weil sie kein absolutes Verschwinden dieser Sphäre vermutet.

Die Autorin warnt auch vor einer eindeutigen Festlegung der Begriffe „reich“ und „arm“, weil sie die Erforschung der weniger bekannten „Identität der Empfänger“, der Motive der wohltätigen sozialen Unterstützung und ihrer Repräsentation für wichtig hält. Adele Lindenmeyr kommt zu der Schlussfolgerung, dass die Erforschung der Geschichte der Wohltätigkeit besonders fruchtbar sei, weil sie unser Verständnis einer ganzen Reihe von Problemen der politischen und sozialen Beziehungen, der moralischen und gesellschaftlichen Vorbilder vertieft (S. 105).

Des Weiteren finden sich im Sammelband Beiträge zu folgenden Themen: Fragen der christlichen Ethik (ohne Berücksichtigung der orthodoxen Tradition) (S. Isaev), Geschichte der Kinderfürsorge (T. Frumenkova über das Waisenhaus in Moskau während der Regierungszeit Katharinas der Großen, L. Rogušina über die Betreuung von Waisenkindern Anfang des 19. Jahrhunderts), Arbeitslosenhilfe in Moskau (O. Dineeva), Geschichte der akademischen Preise und Auszeichnungen, des Volksbildungswesens, des St.-Petersburger Vereins der Volksuniversitäten (I. Barykina, L. Korablina, W. Morozan), Wohltätigkeit bei den Altgläubigen in St.-Petersburg (E. Kameneva), Wohltätigkeit der Pfarreien in St.-Petersburg und im mittleren Ural (N. Družinkina, E. Apkarimova), Wohltätigkeit der Kaufleute in St. Petersburg (O. Pavlova), Wohltätigkeit im Auslandsrussentum 1920–1930 (K. Avetisjan), Tätigkeit ausländischer Unternehmer im Bereich der sozialen Fürsorge (M. Baryšnikov, K. Višnjakov-Višnevec-kij).

In der zweiten Hälfte des 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts begann der internationale

Erfahrungsaustausch der Wohltätigkeitsorganisation. Der Geschichte der Mitwirkung Russlands an den internationalen Kongressen für Fürsorge und Wohltätigkeit ist der Artikel von L.A. Bulgakova gewidmet. Der Autorin gelang es, nicht nur die Schwierigkeiten der Teilnahme Russlands darzustellen, sondern auch zu bestimmen, welchem Modell der sozialen Fürsorge Russland zuneigte. Sie kommt zur Schlussfolgerung, dass die russischen Theoretiker und Organisatoren der Fürsorge dem deutschen Modell zwar volle Anerkennung zollten und auch versuchten, einige Elemente davon zu übernehmen, es aber organisatorisch für unerschwinglich hielten. Das englische Modell hätte viel Geld von den Kommunen gefordert. Deswegen wurde die kontinentale romanische Variante als Grundlage genommen (S. 363).

Der Artikel von S.V. Kulikov über die finanzielle Seite der gesellschaftlichen Organisationen der Kriegszeit (des Bundes der Landschaften und des Bundes der Städte) ist von großem Interesse: Er ergänzt die Materialien des ersten Sammelbandteiles, die durch denselben Autor vorbereitet wurden. Wie der Autor zeigt, wurde die Hilfe für kranke und verwundete Soldaten zur Hauptaufgabe der Bünde. Die Verwendung des Begriffes „philanthropisch“ ist in Bezug auf dieses Bündnis von Organisationen fraglich, zumal wenn der Autor selbst betont, dass die Organisationen faktisch zu staatlichen Strukturen wurden (S. 373), dass deren Finanzierung durch den Staat sogar zum Nachteil für traditionelle, erfahrene Wohltätigkeitsvereine wie das Rote Kreuz gereichte (S. 377). Die Ursache dieses Phänomens sieht der Autor im politischen „Flirt“ der Zarenregierung mit den Oppositionsgruppen.

Die bekannte Expertin für die Geschichte des Wohltätigkeitswesens G. Ul'janova hat die Probleme beim Erwerb von materiellen Ressourcen (Immobilien) durch die wichtigsten Wohltätigkeitsinstitutionen – das Amt für die Einrichtungen der Kaiserin Maria und den Kaiserlichen Menschenliebenden Verein – untersucht. Sie analysierte die Praktiken bei der Übertragung vom persönlichem Besitz von Kaufleuten und reichen Adeligen sowie die dabei entstandenen rechtlichen Probleme bei der Erbfolge; weiterhin auch die Errichtung und

Nutzung eigener Immobilien durch die Wohltätigkeitsvereine sowie deren Vermietung zur Erwirtschaftung von Erträgen. Die Autorin kommt zu der Schlussfolgerung, dass die russischen Verhältnisse mit den europäischen ganz und gar vergleichbar waren (S. 261).

Der Artikel von V. Tevlina ist dem faktischen Verschwinden der Wohltätigkeit während der Organisation des Sozialhilfesystems in der Anfangsperiode der Sowjetgeschichte gewidmet (d.h. von den Demokratisierungs- und Adressensystemprinzipien zur streng normierten Verteilung von materiellen Gütern (S. 398).

Im Sammelband spiegelt sich also wider, dass die Erforschung der Geschichte der Wohltätigkeit in Russland sich tatsächlich schon in der Phase der vertieften Untersuchung einzelner Richtungen und Probleme liegt. Das Niveau der einzelnen Artikel ist ungleichmäßig. Aber die meisten stellen Ergebnisse mühevoller wissenschaftlicher Arbeit auf der Basis zeitgenössischer archivalischer Dokumente dar. Aus einem Mosaik von Details und Motiven entsteht das Gesamtbild eines wichtigen sozialen Phänomens, der aktiven philanthropischen Tätigkeit.

Irina P. Pavlova, Krasnojarsk

CHARLOTTE E. HENZE: *Disease, Health Care and Government in Late Imperial Russia. Life and Death on the Volga, 1823–1914.* New York, London: Routledge, 2011. XVI, 227 S., Abb., Ktn., Tab. ISBN: 978-0-415-54794-9.

Die Fähigkeit, angemessen und zeitnah auf Bedrohungen durch Epidemien zu reagieren, stellt eines der fundamentalen Merkmale des modernen Staates und der modernen Gesellschaften dar. Grundlagen dafür sind die Einrichtungen der öffentlichen Hygiene und Gesundheitsfürsorge, die in Europa während des 19. Jahrhunderts geschaffen wurden.

„Cholera“ ist im Russischen ein Wort mit besonderer Bedeutung, das sogar zu einem weitverbreiteten Schimpfwort wurde, das beispielsweise V. I. Dal' in sein berühmtes Wörterbuch aufgenommen hat. Henze betrachtet die Cholera als ein klassisches Übel im Gefolge von Industrialisierung und Turbo-Urbanisierung, Entwicklungen, die durch die Überbevölkerung der Städte einerseits und ein unterentwickeltes Gesundheitswesen andererseits hervorgerufen wurden. Die Autorin legt den Akzent auf die Spätphase des russländischen Reiches, um die Besonderheiten der Epidemienbekämpfung unter den Bedingungen einer über die Entstehungsphase bereits hinausgekommenen, aber immer noch begrenzten lokalen Selbstverwaltung und einer starken Zentralmacht aufzuzeigen. Henze hat es sich zur Aufgabe gemacht, herauszufinden, welche Rolle die Verwaltungsstrukturen beim Kampf gegen die Cholera spielten, und zu zeigen, für welche Erfolge und Misserfolge sie verantwortlich waren.

Ende des 19. Jahrhunderts entstand eine widersprüchliche Situation: Auf der einen Seite sollten nach der Einführung der lokalen Selbstverwaltung deren Organe (*zemstva* und *gorodskie dумы*) die Verantwortung für das Gesundheitswesen übernehmen und qualitative Verbesserungen erreichen. Andererseits waren die Handlungsmöglichkeiten der Selbstverwaltung durch unzureichende finanzielle Ausstattung, durch geringe Effizienz und durch den auf ihr lastenden Druck der Regierung sehr eingeschränkt. Zu jener Zeit entwickelte sich sowohl die Medizin als moderne Wissenschaft als auch die medizinische Ausbildung an den Universitäten. Eine grundlegende Erneuerung der sozialen und städtischen Infrastruktur fand nicht statt.

An der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert war der Staat gezwungen, Wohltätigkeitsorganisationen und Ärzteverbänden verhältnismäßig viel Freiheit zu gewähren. Die Ärzte schwangen sich sogar zu politischen Forderungen auf und unterstützten liberale Vorschläge zur Veränderung der Staatsgrundgesetze. Die Regierung, die zivilgesellschaftliche Aktivitäten fürchtete, schloss daher die medizinischen Experten sogar bei dem politischen Vorhaben der Modernisierung der Seuchenbekämpfung aus dem Entscheidungsprozess aus. Im Ergebnis zeitigten die ergriffenen Maßnahmen nicht den gewünschten Erfolg und auch die drängenden sozialen Fragen blieben ungelöst.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts trat die Cholera in Saratov Jahr für Jahr wieder auf. Diese sich wiederholende Erfahrung und die daraus gezogenen Schlussfolgerungen machen das Thema der Untersuchung und damit auch Henzes Arbeit hochaktuell, ist doch die Einschränkung

kung der Handlungsfreiheit der lokalen Selbstverwaltungen durch die starke Zentralmacht und die Erfahrung der negativen Konsequenzen dieser Einschränkung ein wesentlicher, in der Tradition wurzelnder und bis heute wirksamer Aspekt der politischen und gesellschaftlichen Realität in Russland.

Das Thema der Monographie lässt sich auch als Aspekt der Medizingeschichte betrachten. So ist es der Autorin gelungen, medizinische Fragen in einen gesellschaftlichen Kontext zu stellen, hat doch die Gesundheitsvorsorge unmittelbare Auswirkungen nicht nur auf das Leben jedes Einzelnen, vor allem jedes einzelnen Kranken, sondern auch auf die Angehörigen der unterschiedlichsten Schichten der Gesellschaft, ja auf die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit.

Russland war aufgrund seiner geographischen Lage und Ausdehnung als Europa und Asien miteinander verbindender und Teile davon in sich vereinender Staat ein „Einfallstor für epidemische Erkrankungen“, auch und gerade für die Cholera. Davon, wie es dem Russländischen Reich gelang, dieses „Tor“ zu schließen, hing für Europa viel ab. Zwischen 1823 und 1925, als man die Cholera-Epidemien endlich unter Kontrolle bekam, also im Laufe von ungefähr 100 Jahren, wurden in Russland 55 „Cholera-Jahre“ gezählt, d.h. Jahre, in welchen nicht nur einzelne Erkrankungsfälle gezählt wurden. In diesem Zeitraum erkrankten in Russland ungefähr 5,5 Millionen Menschen an der Cholera, 2,3 Millionen fielen ihr zum Opfer.

Die von der Autorin vorgenommene geographische Eingrenzung der Untersuchung ist durchaus gerechtfertigt. Die Cholera breitete sich aus der Ganges-Region über die Karawanenrouten sowohl nach Orenburg als auch in den Fernen Osten aus. Öfter noch fand sie ihren Weg nach Russland über das Kaspische Meer und die Wolga. Von der Peripherie des Reiches drang die Cholera vor allem mit den Saisonarbeitern in die Zentren Russlands vor. Durch die schnelle Entwicklung des Eisenbahnwesens wurde dies noch begünstigt und beschleunigt. Obwohl im Untertitel des Buches als untersuchter geographischer Raum ganz allgemein die „Wolga-Region“ genannt ist, beschränkt sich die Analyse in Wirklichkeit auf die Region Saratov. Die geographische Lage dieser Stadt in-

mittlen der Wolga-Region direkt am Einfallsweg der Cholera ins Innere des Reiches erklärt, warum die Autorin ihr Thema ausgerechnet am Beispiel Saratovs behandelt.

Henze selbst weist darauf hin, dass die Untersuchungsmethode von der Tatsache auszugehen hatte, dass die Quellen zum Thema zwar umfangreich, aber in erheblichem Maße unvollständig sind (S. 7). Erst nach den Reformen der städtischen Selbstverwaltung in den Jahren 1871 und 1892 setzte eine massenhafte und systematische Überlieferung ein. Im westlichen Europa geschah dies schon bedeutend früher, nämlich nach der Cholera-Epidemie von 1830/31, als die durch die massenhaften Erkrankungen verursachte Erschütterung die Tätigkeit der lokalen Verwaltungsorgane nachhaltig veränderte.

Charlotte Henzes Arbeit ist überzeugend strukturiert. Von 1823, dem Jahr der ersten Seuchenwelle, bis 1914 kam es zu sechs Cholera-Epidemien, anhand welcher die Autorin ihr Material chronologisch geordnet hat. Das erste Kapitel analysiert zunächst die Epidemie-Fälle in Russland bis 1848 mit den ersten Versuchen, die Ausbreitung der Cholera einzudämmen, und dann der Zeitspanne bis 1873, in der medizinische Maßnahmen zur Bekämpfung der Cholera-Epidemien entwickelt wurden. Im zweiten Kapitel unternimmt die Autorin eine historisch-soziologische Beschreibung von Saratov am Vorabend der Cholera-Epidemie von 1892. Henze betont deren Einmaligkeit durch den zeitlichen Zusammenfall mit der großen Hungersnot und widmet dem Kampf gegen die Seuche ein eigenes, nämlich das dritte Kapitel. Diese besondere Aufmerksamkeit resultiert sowohl aus der großen Betriebsamkeit der staatlichen Verantwortungsträger, die ihrerseits eine Antwort auf die Massenunruhen in der Bevölkerung war, als auch aus der Fülle der überlieferten Quellen. Diese erklärt sich aus der wichtigen Rolle des Zemstvo-Medizinalwesens, das eine dichte Überlieferung hinterließ, die dann durch die 1904 gegründete Medizinisch-Statistische Abteilung eine systematischere Struktur erhielt. Das vierte Kapitel behandelt die Bemühungen der Politik, die öffentliche Gesundheit und Hygiene mit medizinischen Maßnahmen zu verbessern. Das untersuchte Quellenmaterial er-

laubt Rückschlüsse sowohl auf den Stand der medizinischen Kenntnisse und Fertigkeiten als auch auf die praktische Tätigkeit des medizinischen Personals der privaten und der Zemstvo-Krankenhäuser. Auf überzeugende Weise zeigt die Autorin, wie weit das Niveau der Medizin in der Provinz hinter dem in St. Petersburg zurücklag. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts, genauer in den Jahren 1904 bis 1910, also dem Zeitraum, dem das fünfte Kapitel gewidmet ist, kehrte die Cholera erneut nach Russland zurück und erfasste mehr als 70 Regionen des Landes. All dies geschah vor dem Hintergrund der Niederlage des Reiches im Russisch-Japanischen Krieg und der Ersten Russischen Revolution. Obwohl in dieser Periode in den Risikogebieten erstmals versucht wurde, die Ausbreitung der Krankheit durch Reihenimpfungen einzudämmen, griff die Epidemie rasant um sich. Die Autorin charakterisiert den Kampf mit diesem sechsten epidemischen Auftreten der Cholera im Vergleich mit der Welle von 1892 als formalisierter, organisierter und strukturierter (S. 123). Dieser Teil der Monographie zeichnet sich durch eine dichte Erzählung aus; Es wird Tag für Tag aufgezeigt, wie sich Verwaltung und Gesundheitswesen in Saratov auf den drohenden Ausbruch der Seuche vorbereiteten. Im Vergleich mit den anderen Städten an der mittleren und unteren Wolga konnte Saratov als die größte Stadt dank den Anstrengungen der Kommune und der Zemstvo-Medizin auch die besten Ergebnisse vorweisen (S. 144). Diesen Erfolg machten unter anderem spezielle Aufklärungskampagnen, Mikroskopier-Kurse und Bakteriologie-Schulungen für Provinzärzte sowie die Tätigkeit von Gesundheits- und Hygienebüros möglich.

Den größten Teil der von Henze benutzten Quellen stellen zeitgenössische Druckschriften dar: Rechenschaftsberichte, Vorträge, statistische Unterlagen, Periodika (mehr als 30 Zeitungs- und Zeitschriftentitel) und Materialien wissenschaftlicher Konferenzen und Ärztekongresse. Während die Autorin dieses von ihr selbst als verstreut bezeichnete Quellenmaterial sorgfältig auswertet, lässt sie ohne Angabe von Gründen die ungedruckten Quellen aus dem Staatlichen Archiv des Gebiets Saratov und aus anderen Archiven der Region unberücksichtigt.

Auch einzelne einschlägige wissenschaftliche Publikationen in russischer Sprache, beispielsweise die Arbeiten von K. Vasil'ev und A. Segal über die Geschichte der Epidemien in Russland aus dem Jahr 1960, werden nicht verwendet.

In Darstellungen zur russischen Geschichte werden die untersuchten Phänomene, Entwicklungen und Strukturen häufig denjenigen in Europa vergleichend gegenübergestellt. Dies gilt auch hier: Russland hinkte auf dem Gebiet der öffentlichen Gesundheit und Hygiene der Entwicklung in den industrialisierten Ländern des westlichen Europa hinterher, was im Zusammenhang mit den Cholera-Epidemien deutlich zutage trat. Meiner Meinung nach bedürften solche vergleichenden Gegenüberstellungen einer faktischen Untermauerung. So wäre es überaus wünschenswert gewesen, wenn die Autorin die Behauptung, in den industrialisierten Ländern wäre zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Cholera-Epidemie fast für einen Anachronismus gehalten worden (S. 122), während sich die Cholera in Russland noch weit ausbreiten konnte, durch entsprechende Belege über die letzten Cholera-Epidemien im westlichen Europa und darüber, mit welchen Maßnahmen die Seuche hier besiegt wurde, abgesichert hätte.

Insgesamt ist Henzes Arbeit als gelungen zu betrachten. Die Sprache des Buches zeichnet sich durch Flüssigkeit, Lebendigkeit und gleichzeitig Wissenschaftlichkeit aus. Abbildungen, Karten und Tabellen veranschaulichen das Gesagte.

Irina P. Pavlova, Krasnojarsk

ANDREAS KAPPELER (Hg.): Die Ukraine. Prozesse der Nationsbildung. Köln u.a.: Böhlau, 2011, XIV, 453 S., 7 Abb., 4 Farbtaf., Ktn. ISBN: 978-3-412-20659-8.

Der Sammelband geht auf eine Konferenz des Jahres 2009 zurück. Er beansprucht als „Handbuch zu Geschichte und Kultur der Ukraine während der letzten beiden Jahrhunderte“ gelten zu können (S. XII). Die Beiträge nähern sich unter verschiedenen Vektoren „Prozesse[n] ukrainischer Nationsbildung“ an, weil dieses Thema wie kein anderes die historische Entwicklung der Ukraine im 19. und 20. Jahrhun-

dert – beziehungsweise deren wissenschaftliche Erforschung (!) – geprägt hat. Die Autorinnen und Autoren der insgesamt dreißig Aufsätze sind sich einig in der Ablehnung essentialistischer und primordialer Interpretationen dieser vielgestaltigen, keinesfalls teleologischen Prozesse und teilen zugleich eine „kritische Solidarität gegenüber dem ukrainischen Staat und der ukrainischen Nation“ (S. 17 f).

Ein erster Abschnitt widmet sich der Historiographie und theoretischen Zugängen zur ukrainischen Geschichte der letzten zwanzig Jahre. Orest Subtelny und Andriy Portnov zeichnen die Wege der Geschichtswissenschaft in der unabhängigen Ukraine nach. Diese waren gekennzeichnet von der Abgrenzung gegenüber dem „großen Bruder“ Russland, der Beschäftigung mit bisherigen Tabuthemen und „weißen Flecken“ der jüngeren ukrainischen Geschichte, primordialen sowie modernistischen oder konstruktivistischen Interpretationen der ukrainischen Nationsbildung. In einem innovativen Ansatz beleuchtet Philipp Ther anhand des polnischen und ukrainischen Beispiels die Wechselwirkungen zwischen den Vielvölkerreichen Osteuropas und den in ihnen stattfindenden Nationsbildungsprozessen: „Nationalisierende Imperien“ – zu denen auch die Sowjetunion zu zählen ist – sowie die verschiedenen Nationalbewegungen, die in deren Rahmen miteinander kommunizierten und sich konkurrenzten, hielten vielfältige Identifikationsangebote bereit. Anna Veronika Wendland zeigt in ihrem Beitrag verschiedene fruchtbare Anwendungsgebiete für eine transnationale Geschichte, für eine Geschichte der Kulturtransfers und eine Verflechtungsgeschichte der Ukraine auf. Einen Überblick über die Ergebnisse der frühneuzeitlichen Ukraine-Forschung und ihre Ergebnisse zur Nationenbildung auf dem Gebiet Rutheniens bringt Frank E. Sysyn in den Sammelband ein. Er relativiert damit als einziger Autor die Tendenz, die Konstruktion der ukrainischen Nation einzig als Ergebnis des 19. und 20. Jahrhunderts zu sehen.

Der zweite Abschnitt widmet sich einzelnen für die ukrainische Nationsbildung bedeutenden kulturellen und gesellschaftlichen Faktoren. Richarda Vulpius untersucht den Zusammenhang zwischen den orthodoxen Kirchen in der

Dnjepr-Ukraine und nationalen Identitätskonstruktionen. Ihr Beitrag entspricht allerdings weniger einem zusammenfassenden Handbuch-Artikel zum Faktor Religion als einem anregenden Forschungsbericht. Ähnliches gilt für die Ausführungen von Michael Moser zur ukrainischen Sprachhistoriographie: eine kritische Rezension eines ukrainischen Standardwerks, kaum aber ein einführender Überblicksartikel. Interessante Perspektiven auf das Phänomen der synchronen und diachronen Mehrsprachigkeit in der „ukrainischen“ Literatur eröffnet der Artikel von Stefan Simonek. Tatiana Zhurhenko stellt vier Schulen des ukrainischen Feminismus vor, die zu einem großen Teil einen weitgehenden Gleichklang von gesellschaftlicher Modernisierung, Nationsbildung und Feminismus, einen „Nationalfeminismus“, vertreten. Am Beispiel des Begründers der wissenschaftlichen Geographie in der Ukraine, Stepan Rudnyc'kyj, untersucht Guido Hausmann die Vermengung von Legitimation der ukrainischen Nation und „wissenschaftlicher“ Geographie. An eine der Grundfragen ukrainischer Nationsbildung rührt Kai Struve in seinem Artikel, der die Integration der Bauern in Ostgalizien und der zarischen Ukraine in die Nationalbewegungen verfolgt. Neben den unterschiedlichen zivilgesellschaftlichen und politischen Partizipationsmöglichkeiten, die das Habsburger- und das Zarenreich eröffneten, war die nationale Mobilisierung der Bauern auf beiden Seiten der Grenze dort erfolgreich, wo sich nationale Postulate mit sozialen Anliegen der Bauernschaft verbanden. Harald Binder schließlich liefert einen Überblick über die Stellung der Städte im Rahmen der ukrainischen Geschichte und besonders der ukrainischen Nationsbildung. Dass dieses Element bisher eher unterbelichtet blieb, führt er auf den multiethnischen Charakter der städtischen Siedlungen zurück, in welchen die ethnischen Ukrainer bis ins 20. Jahrhundert jeweils eine Minderheit bildeten. Dies verbannte sie an die Peripherie einer ethnisch verstandenen Nationalgeschichtsschreibung.

Der dritte Teil des Sammelbandes ist dem ukrainischen Verhältnis zu den Nachbarvölkern gewidmet – der Verflechtungsgeschichte, die für die Ukraine konstitutiv ist. Andreas Kappeiler schildert die Ebenen der ukrainisch-russi-

schen Beziehungen im Prozess der Nationsbildung. Er unterstreicht, dass sich die Ukraine aufgrund der vielen Gemeinsamkeiten und des Verbindenden weder territorial-staatlich noch religiös oder sprachlich und historisch einfach von Russland abgrenzen könne. Anders präsentiert sich das Verhältnis zur polnischen Nation, wo die sozialen, religiösen und sprachlichen Distinktionsmerkmale viel eindeutiger sind. Die historischen Entwicklungsetappen des konfliktträchtigen ukrainisch-polnischen Verhältnisses, das in Verbindung mit jenem zu Russland eine historisch komplizierte Dreiecksbeziehung ergibt, beschreibt Christoph Augustynowicz. Zumindest politisch hat sich dieser Vektor, anders als der ukrainisch-russische, in den Jahren seit 1991 entkrampft. Zwei Kapitel schließlich sind dem ukrainisch-jüdischen Verhältnis im späten Zarenreich (Alexis Hofmeister) und in Galizien bis in die Zwischenkriegszeit (Svjatoslav Pacholkiv) gewidmet. Beide Autoren zeichnen dabei ein Bild, das gegen verbreitete Stereotypen die Komplexität und Vielschichtigkeit der ukrainisch-jüdischen Beziehungsebenen hervorhebt.

Im nachfolgenden Abschnitt kommen mit der Sloboda-Ukraine, der Bukowina und den Rusynen regionale Varianten von Nationsbildungsprozessen zur Sprache. Volodymyr Maslychuk verfolgt den „provinziellen Regionalismus“ der Sloboda-Ukraine „als einen Teil der imperialen Identität“. Diese verschmolz erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit jener Kleinrusslands zu einer überregionalen ukrainischen Identität. In seiner Detailstudie zeigt Kurt Scharf, wie in der Bukowina eine sowohl Ruthenen als auch Rumänen einigende orthodoxe Identität im Laufe des 19. Jahrhunderts durch konfligierende nationale Identitäten abgelöst wurde. Einen kommentierten Überblick über die seit 1989 entstandene Forschungsliteratur zur Frage, ob die Rusynen eine eigene Nation seien, oder besser sich in den letzten zwanzig Jahren zu einer solchen entwickelt hätten, liefert schließlich Paul Robert Magocsi.

Die letzten beiden Teile des Sammelbandes zeichnen in chronologischer Reihenfolge Kapitel der Geschichte der ukrainischen Nationsbildung im 20. Jahrhundert nach. Mark von Hagen gibt einen Einblick in die Staatsbildungsprojek-

te auf ukrainisch-galizischer und ukrainisch-russländischer Seite im Verlauf des Ersten Weltkriegs und die Rolle, die Militär und Krieg bei der Nationalisierung nicht nur der ukrainischen Soldaten spielten. Differenziert beschreibt Rudolf A. Mark für den gleichen Zeitraum, wie auf Seiten der ukrainischen Politiker bis zur russischen Oktoberrevolution Vorstellungen über eine ukrainische Autonomie innerhalb eines föderativ strukturierten russländischen Vaterlands den politischen Diskurs dominierten. Erst durch die bolschewistische Radikalisierung der Revolution trat die Forderung nach Unabhängigkeit in den Vordergrund. Eine auf Archivmaterial basierende lokale Detailstudie zu den Mühen und Erfolgen der sprachlichen Ukrainisierung in den Schulen im Gebiet von Odessa präsentiert Matthew D. Pauly. Wohltuend distanziert skizziert Frank Golczewski den Weg von Teilen der ukrainischen Nationalbewegung in die nationalistische Radikalisierung der OUN / UPA – im Willen, die ukrainische Nation unter Inkaufnahme exterminierender Gewalt und von Kollaboration mit den deutschen Besatzern endlich zu ‚erschaffen‘, nachdem die Bemühungen der vorangehenden Generation in den Jahren 1917–1920 keinen Erfolg gezeitigt hatten. In einem Forschungsbericht über den Stand der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkriegs unterstreicht Tanja Pentner die regional unterschiedlichen Erinnerungskulturen. Sie beschreibt die komplexe Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen von Opfer- und Täterrollen, von Zwangsarbeitserfahrungen, Kollaboration und nationalistischem Widerstand, die in vielen ukrainischen Kriegsbiographien miteinander verschmelzen. Die sowjetische Periode beschließt der Aufsatz von Katrin Boeckh. Sie konzentriert sich auf die Sowjetisierung der Ukraine, ihres Bildungswesens und der Kultur unter dem ideologischen Dogma des „Sowjetvolks“ in der späten Sowjetunion. Gerhard Simon zieht in seinem Beitrag Bilanz, inwiefern es in der unabhängigen Ukraine über die regionalen Unterschiede hinweg gelungen ist, die Nation als notwendige Konsensressource eines demokratischen Staates zu etablieren. Die Entwicklung der Sprachpolitik in der unabhängigen Ukraine ist Gegenstand des Aufsatzes von Juliane Besters-Dilger. Die mehr

oder minder intensiven Versuche, das Ukrainische mangels anderer geeigneter kultureller oder historischer Distinktionsmerkmale zur Grundlage der postsowjetischen ukrainischen Nationsbildung zu machen, sei nicht zuletzt wegen der Politik des Europarats als gescheitert zu betrachten. Martin Malek geht in seinem Beitrag auf das verbreitete, bis in höchste politische Kreise reichende russische Unbehagen über die Existenz einer ukrainischen Nation und deren Staates ein. Die Stimmen, die er beibringt, zeugen von einem russisch-imperialen, ukrainophoben Komplex. Den Umgang mit der historischen Erinnerung während der letzten zwanzig Jahre untersucht mit Yaroslav Hrytsak jemand, der selbst prominent in diese Diskussionen involviert war. Die Bruchlinien, die die historische Erinnerung auf der gesellschaftlichen und der manipulativen politischen Ebene durchziehen, werden sich nach Meinung des Autors nur überwinden lassen, wenn eine Pluralität der Perspektiven auf die Geschichte als normal akzeptiert und nicht mehr die Ausschließlichkeit gepflegt wird. Mykola Ryabchuk beschließt den Sammelband mit einer essayistischen Bilanz über Erfolge und Enttäuschungen von zwanzig Jahren ukrainischer Identitäts- und Staatsbildung.

Die Beiträge zählen durchschnittlich 10–15 Seiten, was sie dank ihrem einführenden Charakter, von wenigen Ausnahmen abgesehen, etwa für den Einsatz in der Lehre sehr empfiehlt. Fast jedem Aufsatz ist eine hilfreiche Handvoll an Titeln weiterführender Literatur beigegeben, die eine Zeittafel und ein Glossar am Ende des Sammelbandes ergänzen.

Christophe v. Werdt, Bern

JIRÍ MACHÁČEK: *The Rise of Medieval Towns and States in East Central Europe. Early Medieval Centres as Social and Economic Systems.* Translated by Miloš Bartoň. Leiden, Boston, MA: Brill, 2010. XXII, 562 S., zahlr. Tab., Graph., Abb. = *East Central and Eastern Europe in the Middle Ages, 450–1450*, 10. ISBN: 978-90-04-18208-0.

Anders als der Titel suggeriert, bietet die Studie des Brünner Archäologen keine breit angelegte, vergleichende Synthese der frühmittelalterli-

chen Stadt- und Staatswerdung im östlichen Mitteleuropa. Es handelt sich vielmehr um eine aus eigener langjähriger Forschung erwachsene Analyse eines einzelnen altmährischen Zentralortes. Der allgemeiner gefasste Titel entbehrt gleichwohl nicht gänzlich der Berechtigung, versteht es der Autor doch ausgezeichnet, das Paradigmatische seines Untersuchungsgegenstandes herauszuarbeiten und dem Leser den penibel analysierten Ort – Pohansko bei Břeclav – als Modellfall vor Augen zu führen, anhand dessen sich die Funktion zentraler Orte innerhalb der frühmittelalterlichen Gesellschaften Ostmitteleuropas sowie deren Bedeutung für die dortigen Herrschaftsbildungen eindrücklich erschließt. Dazu erläutert der Autor nach einer allgemeinen Einleitung (Kap. 1) zunächst (Kap. 2) ausführlich die methodischen Prämissen seiner Arbeit, die sich nicht nur neuester computergestützter Werkzeuge bedient, sondern mit einer (von Colin Renfrew für die minoische und ägäische Kultur erprobten) „archäologischen Systemtheorie“ auch auf einen interessanten theoretischen Ansatz stützt. Wie der Überblick über die Forschungsgeschichte (Kap. 3) zeigt, bietet das nach dem Niedergang der mittelalterlichen Siedlung wüst gefallene Pohansko nicht nur in Bezug auf seine archäologische Zugänglichkeit hervorragende Untersuchungsbedingungen (zwischen 1958 und 2004 wurde in zwölf Grabungsarealen eine Fläche von insgesamt fast 140.000 m² erschlossen), sondern auch hinsichtlich der Dokumentation der dabei erzielten Grabungsergebnisse. Deren grundlegende Einsichten resümiert Macháček gleichfalls in Kapitel 3, um den auf diese Weise skizzierten Forschungsstand anschließend in Kapitel 4 mit seinen eigenen detaillierten Analysen zu konfrontieren. Diese Analysen, die sich nicht einmal auf den gesamten archäologischen Komplex von Pohansko, sondern nur auf eines der zwölf Grabungsareale, nämlich das als „Baumschule“ (Forest Nursery) bezeichnete Gelände, konzentrieren, machen mit 365 Seiten den Kern der Monographie aus. Für das knapp 19.000 m² große Grabungsfenster werden in fünf Unterkapiteln in größter Genauigkeit die Bebauung, die Chronologie, die Keramikfunde, die Gräber und die Raumstruktur beschrieben, in zahlreichen Tabellen und Diagrammen dokumentiert und in

ihren Aussagemöglichkeiten überzeugend resümiert. Auf dieser eindrucksvollen empirischen Basis wird im fünften Kapitel schließlich ein Modell entwickelt, das Pohansko als „System“ deutet, das sich chronologisch über vier Phasen – die vor-großmährische (6.–8. Jh.), die früh-großmährische (9. Jh.), die spät-großmährische (9. Jh. bis Anfang 10. Jh.) und die nach-großmährische (10. Jh.) – erstreckte und aus sieben „Subsystemen“ zusammensetzte. Diese Subsysteme bezieht Macháček 1. auf die Bevölkerung und ihre Siedlung, 2. auf deren Subsistenzsicherung, 3. auf die handwerkliche Produktion, 4. auf die sozialen Verhältnisse, 5. auf die Sphäre der ideologischen Projektionen und symbolischen Repräsentationen, 6. auf Handel und Verkehr und schließlich 7. auf das Verhältnis von *System-inputs* und *-outputs*. Das mag mitunter etwas theoretisch gekünstelt wirken, eröffnet aber durchaus interessante Einblicke in die Entwicklungsstadien und Funktionen des untersuchten Siedlungsplatzes, der sich aus einer frühslavischen, von maximal zwei bis drei Sippen bewohnten, unbefestigten, ländlich-autarken Siedlung zu einem zentralen befestigten Stützpunkt, Pfalzort und Handelsplatz der altmährischen Herrscher entwickelte, dessen Schicksal am Ende so eng mit deren Versuch einer mährischen „Staatsbildung“ verknüpft war, dass er mit dem Scheitern des altmährischen „Reiches“ ebenfalls unterging. Dass Pohansko bei aller Modellbildung ein sehr spezifisches historisches Profil besaß, wird in Kapitel 6 deutlich, in dem Macháček die Befunde des altmährischen Zentrums mit Befunden slavischer und fränkischer Befestigungsanlagen (*munitiones*), karolingischer Pfalzen (*palatia*) und nordeuropäischer Seehandelsstützpunkte (*emporica*) vergleicht und zu dem interessanten Schluss gelangt, dass Pohanska „simultaneously a *munitio*, *emporium* and *palatium* of the Moravian rulers“ gewesen sei (S. 518). Das in einem konzisen Schlusskapitel resümierte, mit einer umfangreichen Literaturliste und einem Register ausgestattete Buch ist ein exzellentes Beispiel dafür, was die ostmitteleuropäische Mittelalterarchäologie heute zu bieten hat. Daher ist es auch mehr als löblich, dass es die einschlägigen tschechischsprachigen Forschungen zugleich in einer westlichen Sprache zugänglich

macht – wenn auch leider für einen viel zu hohen Buchpreis.

Eduard Mühle, Warschau

FRANCES L. BERNSTEIN, CHRISTOPHER BURTON, DAN HEALY: *Soviet Medicine. Culture, Practice and Science*. DeKalb: Northern Illinois Press, 2010. X, 294 S., 4 Taf., 2 Graph. ISBN: 978-0-87580-426-2.

Als sich im Oktober 1917 die Bolschewiki in Petrograd an die Macht putschten, war neben der ökonomischen und sozialen „Befreiung“ der Arbeiter und Bauern auch die Garantie der zukünftigen Gesundheit und medizinischen Versorgung des proletarischen „Volkkörpers“ Teil der politischen Agenda. Die sozialen Utopien implizierten eine neue, staatlich organisierte Gesundheitspolitik, die nicht nur die ärztliche Versorgung sicherstellen, sondern auch die vermeintlichen sozialen Ursachen von Krankheit im Ansatz bekämpfen sollte. So verwundert es nicht, dass die Sozialhygiene zur Leitwissenschaft des ersten Jahrzehnts bolschewistischer Herrschaft wurde. Die russischen Ärzte hatten schon lang die „soziale Reform“ als Prophylaxe von Krankheit, Degeneration und Devianz gefordert. Es überrascht auch nicht, dass mit Nikolaj A. Semaško eine Arzt – und alter Bolschewik – zum ersten Volkskommissar für Gesundheit ernannt wurde. Gleichwohl geraten die sowjetische Medizin sowie das gesamte Gesundheitssystem bisher selten in den Fokus der historischen Forschung. Es ist der Verdienst der Herausgeber des vorliegenden Bandes, der die Ergebnisse einer Konferenz aus dem Jahr 2005 zusammenfasst, einige Spezialisten zum Thema Medizingeschichte in Russland und der Sowjetunion versammelt zu haben.

Der Band behandelt die Anfänge der sowjetischen Medizin von der Revolution bis in die späten Jahre der Brežnev-Ära, er endet mit dem zeitgenössischen Ärztebild in der Rückschau auf die späte Sowjetunion und deckt unterschiedliche medizinische Bereiche wie Psychiatrie, Epidemiologie, Pathologie, Toxikologie bis hin zur öffentlichen Hygiene und Abtreibungspolitik ab. Auch werden unterschiedliche Aspekte, von der Medikalisierung im Sinne einer Professionalisierung, aber auch im Sinne

der Foucaultschen Bio-Politik, der Monopolisierung und Kontrolle der Gesundheitspolitik, bis hin zur biologisch-medizinischen Bevölkerungspolitik behandelt.

Deutlich werden die starken kolonialistisch-imperialistischen Kontinuitäten vom Zarenreich in die Sowjetunion. So zeigt Dmitrij Mikhel am Beispiel der Bekämpfung der Pest in Zentralasien, wie hier die medizinische Kampagne der Machtstabilisierung der Bolschewiki und der Vernichtung traditioneller Kultur diente. Einen ähnlich kolonialen Blick weist Susan Gross Solomon bezüglich der deutsch-sowjetischen Kooperation im Bereich der Ethnopathologie, einer Spielart der Rassenforschung, in der kirgisischen Steppe nach. Wie sehr Sowjetisierung und Medikalisation auch eine „innere Kolonisation“ bedeute, beschreibt Michal Z. David in seinem Beitrag zur Tuberkulose-schutzimpfung, die nicht der gesamten Bevölkerung, sondern nur ausgewählten, „wichtigen“ Städten zugute kam. Auch Dan Healy zeigt in seinem Beitrag über die sowjetische Forschung zur sexuellen Reife den Prozess der Biologisierung der Bevölkerung in Verbindung mit rasenbiologischen Ansätzen.

Immer wieder wird deutlich, wie sehr die Medikalisation, die Ausdehnung des Gesundheitsapparats und die Definitionshoheit der Ärzte mit einer Unterordnung unter die Staatsgewalt einherging. Dies spricht einerseits für die Ausformung des totalitären Staates, ist aber auch Teil des globalen Phänomens der Medikalisation. So entstand nach 1917 entgegen den Anstrengungen vieler reformbewusster Psychiater, die vor der Revolution eine Dezentralisierung gefordert hatten, eine zentralistisch organisierte und kontrollierte Psychiatrie, wie Irina Sirotkina aufzeigt. Marina Sorokina dokumentiert am Beispiel Katyn, wie sich Ärzte gegen Kriegsende als forensische „Experten“ instrumentalisieren ließen – wenn es auch individuelle Ausnahmen gab –, um den sowjetischen Massenmord an polnischen Offizieren als Tat der Deutschen umzudeuten. Auch die Hungersnöte in der sibirischen und zentralasiatischen Provinzen in den Jahren 1946–47, die laut Veniamin F. Zina ebenfalls „hausgemacht“, also durch die Stalinsche Führung verantwortet waren, zeigen, wie Ärzte sich hier als Experten

durch die Beschreibung und Behandlung von Krankheiten, die durch die Unterernährung hervorgerufen wurden, zu Komplizen der Sowjetmacht machten. In der Phase des „Tauwetters“ nach Stalins Tod wiederum konnten Ärzte freier agieren und etwa im Bereich der Toxikologie auf die immensen Vergiftungen hinweisen, die die Sowjetindustrie durch Umweltverschmutzung bei der Bevölkerung ausgelöst hatte – hierbei wurden die Anstrengungen der Experten freilich von den Apparatschiks ausgebremst. Sowjetische Biopolitik, die Ausweitung der politischen Macht auf den individuellen Körper und Kontrolle durch den Staat, wird anhand des sowjetischen Pro-Natalismus in Form des Abtreibungsverbots nach 1936 deutlich, wie Mie Nakachi darlegt. Biopolitik lässt sich auch bei der staatlichen Bekämpfung von Geschlechtskrankheiten aufzeigen, wobei laut Frances L. Bernstein auch ein neues Arzt-Patienten-Verhältnis konstituiert wurde, das keine Schweigepflicht mehr kannte. Catriona Kelly zeigt schließlich, dass in der Erinnerung die Ärzte der spätsowjetischen Phase als positiv wahrgenommen werden, was die Autorin als Form von „Ostalgie“ interpretiert.

Insgesamt bestätigt sich das Bild, dass mit der „Kulturrevolution“ und der Ausprägung des Stalinismus zu Beginn der 1930er Jahre auch im Bereich der Medizin und Gesundheitsfürsorge ein Paradigmenwechsel erfolgte: Während zunächst das allgemeine Wohlergehen und die Gesundheit des „Volkskörpers“ im Mittelpunkt stand, erfolgte nun der Wechsel zur generellen Unterordnung aller gesellschaftlichen Bereiche unter die Industrialisierung, die Produktion und die Staatsgewalt. Donald Flitz zeigt die erschreckende Gleichgültigkeit des Staates gegenüber den Lebensverhältnissen und dem Leid der Bevölkerung, so etwa gegenüber der Tatsache, dass Wasserversorgung und sanitäre Anlagen sich seit dem 19. Jahrhundert in Russland kaum geändert hatten. Insgesamt spiegelt sich in vielen Beiträgen der menschenverachtende Blick der stalinistischen Bevölkerungspolitiker wieder: Stalin war laut Zima überzeugt, dass die russischen Frauen genug Kinder bekämen, um die Opfer der Stalinistischen Herrschaft zu kompensieren.

Auch wenn verschiedene Themen wie etwa die Eugenik und die Sozialhygiene kaum angesprochen werden, handelt es sich beim vorliegenden Band ganz sicher um einen Meilenstein in der Geschichte der Medizin der Sowjetunion, der die Forschungstradition der Bände von Hutchinson und Gross Solomon aus den 1990er Jahren fortführt, erweitert und vertieft. Ganz sicher wird der Band aufgrund der politischen und sozialen Implikationen, die in den Beiträgen aufgezeigt werden, auch interessierte Leser außerhalb der Medizingeschichte finden.

Björn M. Felder, Göttingen

MICHAÏL V. ŠKAROVSKIJ *Istorija russkoj cerkovnoj èmigracii* [Geschichte der russischen kirchlichen Emigration]. S.-Peterburg: Aletejja, 2009. 359 S., Abb. ISBN: 978-5-91419-170-9.

This substantial volume provides an objective, detailed account of the Russian Orthodox Churches in Central and Southeastern Europe during World War II. The existing scholarship, as the author notes (pp. 17–19), is exceedingly thin and draws on a very narrow set of sources. Škarovskij's monograph goes far to rectify that empirical deficiency; it uses materials from twelve state archives and five church archives in Germany, Russia, Bulgaria, Croatia, and the United States. That intensive research enables the author to reconstruct the institutional and political history of Orthodoxy in the Balkans (chapter one) and Central and Eastern Europe (chapter two), with separate subsections on nine different countries. This study focuses mainly on the Russian Orthodox Church Abroad (ROCA), but also gives attention to other Orthodox groups as well. The author meticulously sifts the contradictory evidence (citing, for example, different statistics on the number of Orthodox believers in Germany in 1933 [p. 184]) and reproduces long passages from archival documents (for example, from a letter and a memorandum on pp. 71–72). The result is a balanced, comprehensive survey of the political and ecclesiastical history of Russian Orthodoxy in Germany and Nazi-occupied or dominated territories. This study overlaps and amplifies two of Škarovskij's prior publications: „Die Kirchenpolitik des Dritten Reiches gegenüber

der Orthodoxen Kirchen in Osteuropa (1939–1945)“ (Münster 2004) and „Krest i svastika: Nacistskaja Germanija i pravoslavnaja cerkov“ (Moskva 2007).

This study suggests two main findings. First, the Russian Orthodox Church in emigration – notwithstanding the anti-Soviet sentiments of the many émigrés (who regarded Nazi Germany as the lesser evil) – kept the Nazi regime at arm's length. In the author's words: “not one of the parts or jurisdictions of the Orthodox Church collaborated with the national socialists” (p. 17). Rather, most leading clergy remained cautiously distant, *au fond* hoping that the invasion would destroy the godless Stalinist regime and ignite a national and religious revival in a liberated Russia (pp. 34–35). Significantly, the head of ROCA, Metropolitan Anastasij (Gribanovskij), rejected pressure to issue a proclamation in support of the German invasion (p. 33). Second, the author shows that Russian Church leaders found it increasingly difficult to understand and deal with the Nazi regime, partly because the responsible German ministry (*Reichsministerium für die kirchlichen Angelegenheiten*) – which was most predisposed toward the Orthodox – steadily lost influence vis-à-vis the NSDAP and the Foreign Ministry (pp. 13–15, 35). That became especially evident after the summer of 1941, when Nazi designs left absolutely no room for an Orthodox future in the East and Berlin firmly rejected attempts by ROCA to organize missionary activities in occupied Soviet territories.

This monograph lays the basis for future research, and much indeed remains to be done. First, while the author demonstrates that a leading prelate like Metropolitan Anastasij kept his distance from the Nazis, much more research is needed to ascertain how parish and lay believers responded to the Nazi assault on the atheistic regime to the East. The author briefly indicates that many émigrés saw the Germans as a lesser evil, and that some bishops and priests initially welcomed the invasion (pp. 34–35), but one would like to know much more about this dark side of Orthodox émigré politics. Second, this study focuses on political and ecclesiastical history: it does not seek to examine popular piety and patterns of observance, whether as per-

ceived by the parish clergy or as practiced by parishioners. The author does briefly describe the émigrés' vibrant theological life, in particular at the theological faculty of Sofia University in Belgrade, but does not attempt to analyze Orthodox religious thought and theology. No doubt much of that history has been irretrievably lost, with the destruction of churches (such as St. Nicholas in Belgrade) and the personal archives of leading Orthodox intellectuals like N. N. Glubokovskij (pp. 78–79). Indeed, even the institutional archives have major lacunae – important but missing documents (pp. 47, 52). Finally, future studies should incorporate a more comparative, contextual framework, one that integrates the Russian case into the scholarship on Nazi religious policy and shows how the treatment of the Russian Orthodox churches fits into the broader politics of the Kirchenkampf.

Nevertheless, this is a stunning piece of research, an objective account that offers fresh insight into the plight of the émigré Orthodox churches in areas under Nazi dominance in World War II.

Gregory L. Freeze, Waltham, MA

Golod v SSSR 1929–1934. V 3 tomach. [Hunger in der Sowjetunion 1929–1934. In drei Bänden.] Tom 1, knigi 1–2: 1929–ijul' 1932. Otv. sostovitel' Viktor V. Kondrašin. Moskva: Meždunarodnyj fond „Demokratija“, 2011. T. 1, kn. 1: 656 S., Tab.; T. 1, kn. 2: 555 S., Tab. = Rossija. XX vek. Dokumenty. ISBN: 978-5-89511-021-8.

Die Hungersnot in der Sowjetunion zu Beginn der 1930er Jahre gehört zu jenen Themen, die eine eigentümliche Doppelexistenz zu führen scheinen: Auf der einen Seite gibt es ein enormes öffentliches Interesse an diesem Problem, das weit über die Grenzen der betroffenen Staaten hinaus reicht und die Hungersnot (namentlich in der Ukraine) zum Gegenstand politischer Bekundungen und Bekenntnisse macht. Auf der anderen Seite steht eine stetig kleiner werdende Gruppe von Fachhistorikern, die sich in jahrzehntelangen Debatten ineinander verbissen haben und deren Publikationen vom Großteil ihrer Kollegen – wenn überhaupt – nur noch flüchtig

rezipiert werden. Die Gretchenfrage ihres Streits lautet noch immer: „Wie hältst Du es mit dem Genozid?“

Vor allem mit Blick auf die Ukraine argumentieren die Befürworter der Genozid-These, dass es sich bei der Hungersnot von 1932/33 um eine von Stalin und seiner engsten Umgebung bewusst herbeigeführte Situation gehandelt habe, deren Ziel die Vernichtung der ukrainischen Nation als handlungsfähiges Subjekt gewesen sei. Die Gegner verweisen indes auf zweierlei: Einerseits gibt es für diese Position keinen dokumentarischen Beleg und andererseits war die Ukraine keineswegs die einzige sowjetische Region, in der der Hunger massenhafte Ausmaße annahm. Kurzum, die Debatte ist festgefahren, und solange die beteiligten Historiker in den betroffenen Staaten, vor allem in der Russischen Föderation und in der Ukraine, nicht einigermaßen unabhängig von politischer Instrumentalisierung arbeiten können (und wollen), wird sich daran nur wenig ändern.

Der hier zu besprechende, in zwei Halbbänden erschienene erste Teil einer auf drei Bände angelegten Quellenedition zum „Hunger in der UdSSR, 1929–1934“ kann daher keinen Ausweg aus diesem Dilemma weisen; auch deshalb nicht, weil ukrainische Wissenschaftler und Archive – im Gegensatz zu ihren weißrussischen und kasachischen Kollegen – nicht an dem Projekt beteiligt waren. Nach Angaben der Herausgeber stellte die ukrainische Seite unerfüllbare Bedingungen für eine Zusammenarbeit. Ob es sich so oder anders verhielt, wissen wir nicht. Doch die dadurch noch einmal unterstrichene Frontstellung lässt sich auch durch die Beteuerungen der Herausgeber nicht aufweichen, die Beschäftigung mit der Hungersnot sei ein geeigneter Gegenstand die „Brudervölker“ zu vereinen und solle nicht dazu beitragen, sie zu entzweien.

Gibt es nun auch etwas Neues zu berichten über den Hunger und seine Vorgeschichte? Zunächst einmal erzählen sowohl die 721 edierten Dokumente aus russischen, weißrussischen und kasachischen Archiven als auch die Kommentare von Vladimir Kozlov, dem ehemaligen Direktor von Rosarchiv, und Viktor Kondrašin, dem Vorsitzenden des Herausgeberkollegiums, eine sattsam bekannte Geschichte, die sich so

zusammenfassen lässt: Die stalinsche Führung interessierte sich beinahe ausschließlich für die Getreidebeschaffung und sie ignorierte die Folgen dieser Politik für die Bauern. Sie tat dies, weil durch den Getreideexport finanzielle Mittel erlöst werden sollten, um das forcierte Industrialisierungsprogramm zu realisieren. Der dadurch hervorgerufene Mangel führte zu einer katastrophalen Hungersnot, die jedoch nicht nur die Ukraine, sondern die gesamte Sowjetunion ergriff. Der Hunger war also das Resultat der antibäuerlichen Politik Stalins, nicht aber von vornherein intendiert. Es handelte sich nicht um einen Genozid, sondern um eine „große Tragödie der Völker der UdSSR“ (Teilbd. 1, S. 11).

Diese Geschichte wird mit einer Vielzahl ‚neuer‘ Dokumente unterfüttert, die aufs Ganze gesehen jedoch keine neuen Erkenntnisse bieten. Dass Stalin persönlich intervenierte, wenn die Normen nicht erfüllt wurden, ist ebenso wenig überraschend wie die Bitten von Funktionären auf allen administrativen Ebenen, dass man ihre Lasten reduzieren möge. Als interessanter erweisen sich hingegen die Briefe kleiner Funktionäre und Spezialisten, die ein eindringliches Bild der entstehenden Notlage vermitteln: „Genossin Vostrotina, was sollen wir nur mit diesen kasachischen Waisenkindern machen?“, fragte etwa eine hilflose Kommunistin aus Westsibirien in einem Brief, in dem von der dramatische Situation der kasachischen Hungerflüchtlinge die Rede war (Teilbd. 2, S. 131 f). Solche Dokumente sind es, die einen Eindruck davon vermitteln, welche Folgen es hatte, wenn die Führer auf den Höhen der Macht von „Planerfüllung“ und „Kollektivierung“ sprachen.

Die Dokumente sind kenntnisreich kommentiert und überhaupt lässt die Edition kaum Wünsche offen: Eine systematische Gliederung der Dokumente innerhalb von vier großen Abschnitten erleichtert die Orientierung, Namens- und Ortsregister helfen beim schnellen Zugriff. Für fast alle namentlich erscheinenden Personen sind Kurzbiographien verfügbar. Ein kurzer Text über die demographische Entwicklung in der frühen Sowjetunion ordnet die Zahl der Todesopfer in einen größeren Kontext ein.

Doch ist die systematische Anordnung der Quellen nicht nur hilfreich, sondern sie offenbart auch, dass es sich bei einer kleinen Bemerkung

aus dem Vorwort Kozlovs nicht nur um eine ungeschickte Darstellung, sondern um einen ebenso ernst gemeinten wie problematischen konzeptionellen Aspekt handelt. Kozlov wies darauf hin, dass es in der Ukraine drei bis dreieinhalb Millionen Hungertote gegeben habe, während in der RSFSR ca. vier Millionen Todesopfer zu beklagen gewesen seien (Teilband 1, S. 9). Damit wollte er den Punkt unterstreichen, dass andere Regionen in ganz ähnlicher Weise wie die Ukraine vom Hunger betroffen waren. Deshalb zählte Kozlov die rund 1,5 Millionen kasachischen Hungertoten zu den russländischen Opfern und aus diesem Grunde erscheinen die Dokumente zur Situation in der zentralasiatischen Republik als Unterkategorie des Eintrags „Russland“ (Teilbd. 2, S. 543). Formal ist daran nichts auszusetzen, schließlich war Kasachstan als autonome Sowjetrepublik Bestandteil der RSFSR. Doch eine solche Setzung ignoriert die spezifischen Bedingungen des Hungers in Kasachstan und liefert ein verzerrtes Bild von den überproportionalen Belastungen der nationalen Republiken. Deshalb verhält es sich mit dieser Quellenedition wie mit so vielen anderen auch: Benutzt man sie als „Steinbruch“, so ist sie von größtem Nutzen. Als Interpretation der Hungersnot bietet sie hingegen wenig Neues und manches Ärgerliche.

Robert Kindler, Berlin

EVA MAURER: Wege zum Pik Stalin. Sowjetische Alpinisten, 1928–1953. Zürich: Chronos, 2010. 496 S., 17 Abb., 4 Ktn., Tab. ISBN: 978-3-0340-0977-5.

Das kommunistische Projekt hatte sich zum Ziel gesetzt, in alle Lebensbereiche der Menschen vorzustoßen und diese zu verändern. Nach Revolution und Bürgerkrieg ging es für die Bolschewiki jedoch zunächst einmal darum, die Weite des Russischen Imperiums zu durchdringen und auch in den entlegenen Provinzen Fuß zu fassen. Stalin trieb diese Politik durch die Kollektivierung der Landwirtschaft und die forcierte Industrialisierung entschieden voran. Die Unterwerfung des Landes und der radikale Umbau der Gesellschaft gingen bei der Etablierung stalinistischer Herrschaft Hand in Hand. Eva Maurer untersucht in ihrer Marburger Dis-

sertation diese wichtige Weichenstellung der russischen Geschichte am Beispiel der sowjetischen Alpinisten. Exemplarisch erforscht sie das Verhältnis von Individuum und Kollektiv und fragt nach den Handlungsspielräumen innerhalb des stalinistischen Systems. Indem sie die sowjetischen Alpinisten als Akteure und nicht als passive Opfer einer angeblich totalitären Herrschaft begreift, geraten zum einen jene Handlungsstrategien und Nischen in den Blick, mit deren Hilfe sich die Menschen den umfassenden Ansprüchen des Staates entzogen haben. Andererseits zeigt die Studie auch, in welcher Weise sich die Alpinisten aktiv an der Konstruktion einer sowjetischen Identität beteiligt haben.

Der Alpinismus erweist sich aus mehreren Gründen als fruchtbarer Untersuchungsgegenstand. Die Unzugänglichkeit des Hochgebirges repräsentiert die schwache Präsenz der Bolschewiki jenseits der Zentren des Reiches. Es erscheint symptomatisch, dass die Inbesitznahme der Berge zunächst auf symbolische Weise erfolgte. Noch ehe man die höchsten Gipfel bezwang, vereinnahmte man sie bereits für die Revolution. So entstand im Pamir ein frühso-wjetisches Pantheon mit einem Pik Lenin, einem Pik Dzerzinskij oder einem Pik Sverdlov. Der Name Stalins blieb dem höchsten Gipfel vorbehalten. Die tatsächliche Erschließung ging mit einer Bestätigung der symbolischen Besitznahme einher. Selbst bei waghalsigen Erstbesteigungen führten die Bergsteiger eine Büste des Namenpatrons mit, um diese dann nach erfolgreichem Gipfelsturm triumphal aufzustellen.

Die in die freie Welt der Berge strebenden Alpinisten standen in einem besonderen Widerspruch zum Bedürfnis der Bolschewiki, die gesamte Bevölkerung einer staatlichen Kontrolle zu unterwerfen. Die Wechselbeziehung zwischen den Machthabern und den Alpinisten bildet einen zweiten inhaltlichen Schwerpunkt der Studie. Im Stalinismus wuchs das Bestreben des paternalistischen Staates, auch ‚die Freiheit der Berge‘ zu überwachen. Die Alpinisten mussten deshalb vor hochgestellten Funktionären, die von der Sache wenig verstanden, Rechenschaft über ihre Touren ablegen. Diese Praxis war nicht nur ein Unterwerfungsritual der Bergstei-

ger gegenüber der Sowjetmacht. Vielmehr suchten die Alpinisten ihrerseits bei staatlichen Stellen um Protektion und materielle Ressourcen nach. Die zuständigen Funktionäre gewährten diese nicht uneigennützig, sondern konnten sich in den Erfolgen der Alpinisten und nutzten diese für den eigenen Prestigezuwachs.

Die Alpinisten schrieben sich in die jeweils dominierenden Diskurse ein und verstanden es geschickt, ihre Interessen in einem sich stetig wandelnden ideologischen Umfeld zu vertreten. So diffamierte man das individuelle Bergsteigen und wies auf die Vorzüge einer Seilschaft hin, die man nun Kollektiv nannte. Zu Beginn der dreißiger Jahre pries man noch das proletarische Bergsteigen, das sich von der bürgerlichen Rekordsucht dadurch abhob, dass man nicht jeden Gipfel erklimmte, sondern auch einmal ein neues Wasserkraftwerk am Wegesrand besichtigte und mit den dortigen Arbeitern in Kontakt trat. Ende der dreißiger Jahre warnte man hingegen vor vermeintlichen Spionen, die sich in der Maske eines Touristen für sowjetische Infrastrukturanlagen interessierten. Der alpinistische Diskurs ideologisierte und radikalisierte sich dabei weder aus sich heraus noch infolge von parteistaatlichen Direktiven, sondern er reagierte auf eine Praxis, die weit hinter den vorgegebenen Leitbildern zurückblieb. Nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgte eine abermalige Wende. Nun schrieb man sich in die Rhetorik des Kalten Krieges ein und begab sich in einen internationalen Wettbewerb um die Erstbesteigung von Achttausendern.

Die touristische Massenorganisation der Alpinisten entstand in den dreißiger Jahren ebenso wenig als Folge von parteistaatlichen Anweisungen, sondern aufgrund der Initiative einiger Enthusiasten. Auch die Tourismusbewegung sprach bolschewistisch, doch das Leitbild eines proletarischen Tourismus wurde nicht von oben vorgegeben, sondern bildete sich schrittweise und in Wechselwirkung mit der bereits bestehenden Praxis heraus. Während ein Teil der Akteure die ‚Proletarisierung‘ des Alpinismus aktiv vorantrieb, ging es anderen nur darum, die eigenen Anliegen in die politisch korrekte Sprache der Zeit zu kleiden. Ab Mitte der dreißiger Jahre kamen vermehrt politische Leiter in die Basislager. Sie waren für die ideologische In-

struktion der Gäste zuständig und organisierten Vorträge, gemeinsames Zeitungslesen oder Unterhaltungen über die Vergangenheit und Gegenwart des Sozialismus. Gleichzeitig versuchten sie, die Tourismusbewegung unter staatliche Kontrolle zu bringen, indem sie unter dem Schlagwort der „Unfallfreiheit“ nur noch angemeldete Touren zuließen.

Der „Große Terror“ erfasste auch die Alpinisten. In den Jahren von 1936 bis 1938 wurde die alte Bergsteigerelite des Landes fast vollständig vernichtet. Eine neue Generation übernahm deren Funktionsposten. Eva Maurer argumentiert überzeugend, dass paradoxerweise sowohl die staatliche Gewalt als auch der zeitgleich einsetzende Diskurs über den unfallfreien Alpinismus den als total konzipierten Zugriff des Staates auf den Einzelnen verdeutlichen. Der Sicherheitsdiskurs sollte verhindern, dass der Einzelne selbst darüber bestimmte, ob er sein Leben in den Bergen aufs Spiel setzte. Diese Entscheidung kam dem Individuum nicht mehr zu, sondern nur noch dem Staat. Hier lag ein signifikanter Unterschied zum deutschen Alpinismus jener Jahre, der die Todesverklärung der nationalsozialistischen Kriegsromantik übernahm und verunglückte Bergsteiger als Opfer für die Sache feierte.

Insgesamt demonstriert Eva Maurer in ihrer Studie auf eindrucksvolle Art und Weise, wie ein sportgeschichtlicher Zugang neue Erkenntnisse zutage fördern kann, die weit über den behandelten Gegenstand hinausgehen. Die sowjetischen Alpinisten waren keine bloßen Objekte stalinistischer Herrschaft, sondern traten stets als Handelnde in eigener Sache auf. Gerade deshalb zeigt ihr Beispiel, dass es den Bolschewiki gelungen ist, die Bevölkerung nicht nur zu beherrschen, sondern die Menschen vielmehr dazu zu bringen, ihre ideologischen Kategorien auf alle Lebensbereiche zu übertragen und in ihrer Sprache darüber zu reden.

Jörg Ganzenmüller, Jena

HUBERTUS F. JAHN: *Armes Russland: Bettler und Notleidende in der russischen Geschichte vom Mittelalter bis in die Gegenwart*. Paderborn [usw.]: Ferdinand Schöningh, 2010. 250 S., 8 Abb., Tab. ISBN: 978-3-506-76929-9.

Russland ist nach landläufiger Meinung ein reiches Land armer Leute. Und tatsächlich stellten „Arme Leute“ (Dostoevskij) in allen Perioden der Geschichte Russlands die absolute Mehrheit seiner Bevölkerung. Hubertus Jahn hat sich nun zum Ziel gesetzt, das Problem der Armut in Russland „von den Anfängen“ bis in die Gegenwart zu untersuchen. Hierbei hat er als eigentlichen Gegenstand für seine Untersuchung die Allerärmsten, also die Bettler und Notleidenden, ausgewählt. Damit hat er sich eine sehr anspruchsvolle Aufgabe gestellt und diese insgesamt mit Erfolg gelöst. Angesichts der Breite des Themas kann nicht erwartet werden, dass alle Phasen der Geschichte Russlands das gleiche Maß an Durchdringung erfahren. So differieren in der Monographie Tiefe und Qualität der Darstellung des Themas in den verschiedenen Epochen. Entsprechend der solideren Quellengrundlage und dem größeren Ausmaß der Verbreitung des Bettelwesens ist der deutlich überwiegende Teil der Arbeit nur zwei Jahrhunderten, nämlich dem Zeitraum vom Beginn des 18. bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts, gewidmet. In fünf von insgesamt sieben Kapiteln erstreckt sich die Darstellung von Peter I., dem Großen, der den Anstoß dazu gab, das Bettelwesen in Russland vom Standpunkt westlicher Rechtsvorstellungen zu betrachten, über Nikolaj I., während dessen Herrschaft das Bettelwesen als Phänomen neu begriffen und dementsprechend 1837 das „Komitee zur Sortierung und Aufsicht von Bettlern in St. Petersburg“ (*Komitet po razboru i prizreniju niščich v Sankt-Peterburge*) gegründet wurde, bis zur Thematisierung des Bettelwesens durch Journalisten und Schriftsteller, zur statistischen Erfassung der Bettler sowie zur Betrachtung des Themas aus ethnographischer Perspektive als Teil der Lebensrealität des „einfachen Volkes“. Das zentrale Erkenntnisinteresse des Autors gilt hierbei jeweils dem Spannungsverhältnis zwischen Staat und Bettlern, wobei der räumliche Schwerpunkt der Arbeit auf St. Petersburg bzw. Petrograd und Leningrad liegt.

Es ist durchaus positiv zu bewerten, dass der Autor seine Darstellung bewusst bis in die Gegenwart ausgedehnt hat, wobei er die aktuelle, postsowjetische Situation als „Renaissance des Bettelwesens“ charakterisiert. Er gibt damit

dem Leser die Möglichkeit, das Problem umfassender zu verstehen und es nicht nur als historisches, sondern auch als ernstes soziales Phänomen der Gegenwart zu begreifen. Die aktuellen Erscheinungen der Obdachlosigkeit, Landstreicherei und des Bettelwesens müssen vor dem historischen Hintergrund gesehen werden. So entdeckt der Autor ähnliche Züge des Bettelwesens in heutiger Zeit und am Ende des 19. Jahrhunderts (S. 144).

Eine bemerkenswerte Besonderheit dieser Arbeit stellt die Zusammensetzung des Spektrums von Quellen unterschiedlichster Art, die der Autor nach eigener Aussage teilweise ganz zufällig entdeckt hat. Neben archivalischen Dokumenten wurden für die Darstellung unter anderem mittelalterliche Chroniken, Heiligenviten, Bylinen, Rechtsquellen, Reiseberichte, Werke der schöngeistigen Literatur, Aufzeichnungen von Ethnographen, Ikonen und andere Bildquellen, Interviews mit Bettlern und sogar auch Beobachtungen des Autors selbst herangezogen. Es stimmt, „die Armen haben keine eigene Stimme“ (S. 13), aber während des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde den Bettlern und dem Problem des Pauperismus im Kreise derer, die ihre Gedanken schriftlich niederlegten, so viel Aufmerksamkeit zuteil, dass die zeitgenössische Literatur, die dem Autor für seine Arbeit zur Verfügung stand und von ihm in seiner Monographie auch ausgewertet wurde, überaus umfangreich ist. In diesem Zusammenhang verdienen die Ausführungen des Autors über die Frage der Repräsentativität und Aussagekraft der historischen Quellen, die sich im Kapitel „Realitäten des Bettelns“ finden, besonderes Interesse. Hier begründet der Autor auch, warum für die angemessene Darstellung einer gesellschaftlichen Erscheinung wie des Bettelwesens die Analyse von Schicksalen einzelner Bettler und Notleidender genauso wichtig ist wie die Berücksichtigung von „penibel erhobenen Daten“ (S. 94), vor allem da die Aussagekraft unvollständiger statistischer Daten begrenzt ist.

In Kenntnis der Literatur über Armut und Bettelwesen in Europa ist es dem Autor gelungen, die Besonderheit dieser Phänomene in Russland zu beschreiben, wo es keine klare Abgrenzung zwischen den beiden Begriffen „Ar-

mer“ und „Bettler“ gab. In diesem Zusammenhang ist an die folgende Definition in Marmeladovs berühmtem Monolog aus Dostoevskijs „Verbrechen und Strafe“ zu erinnern, die von den Bemühungen der russischen Intelligenz des späten 19. Jahrhunderts um eben eine solche begriffliche Abgrenzung zeugt: „Armut als solche ist kein Laster, das steht fest. [...] Doch Bettelei [...] ist durchaus ein Laster. In der Armut als solcher bewahren Sie noch den Adel der angeborenen Gefühle, in der Bettelei hingegen niemals.“

Grundlage für die Verbreitung des Bettelwesens in Russland waren nach Auffassung des Autors die geographische Ausdehnung des Landes, seine agrarische Struktur, die jahrhundertlang wirksame Institution der Leibeigenschaft, Rituale und Traditionen der orthodoxen Kirche, die das Leben in der Dorfgemeinde prägenden religiösen und kulturellen Traditionen, das Beharrungsvermögen der Verwaltung sowie die beschleunigte Industrialisierung und Urbanisierung. Nach Ansicht des Autors lag Russland bei manchen Vorstellungen über Bettler und den Kampf gegen das Bettelwesen zeitweise um zwei Jahrhunderte hinter dem westlichen Europa zurück (S. 32). Den polizeilichen Maßnahmen zur Unterbindung des Bettelwesens wurde in Russland seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts eine größere Bedeutung beigemessen als der Unterstützung für die Notleidenden. Gegen Ende jenes Jahrhunderts begann die Verwaltung in Russland, nach westlichem Vorbild zwischen „echten Bettlern“ und „falschen Bettlern“ zu unterscheiden – eine Entwicklung, die mit einem schrittweisen Wandel des traditionellen Bildes vom Bettler als „Mensch Gottes“ („*čelovek Božij*“) zusammenfiel. Jedoch konnten weder die grundlegenden Ideen von persönlicher Autonomie und individueller Eigenverantwortung, noch die rationalen Vorstellungen von der Nützlichkeit des Menschen und vom Bettelwesen als gesellschaftlichem Problem, die sich im westlichen Europa entwickelt und durchgesetzt hatten, ins Bewusstsein der breiten Bevölkerung Russlands vordringen. Im Unterschied zum westlichen Europa, wo der Kampf gegen das Bettelwesen ursprünglich vor allem von den Stadtgemeinden geführt wurde, erfolgte in Russland die Initiative zu diesem Kampf von

„oben“, von der Machtzentrale. Die wiederholten gesetzlichen Verbote belegen dem berechtigten Urteil Hubertus Jahns zufolge deren Unwirksamkeit und den Fortbestand des Problems, zum einen infolge mangelnder Hilfe für die ärmsten Teile der Bevölkerung und zum anderen, weil es sich bei den Bettelnden zu einem erheblichen Teil um „Berufsbettler“ handelte. Die Zielsetzung der gesetzlichen Maßnahmen zum Verbot des Bettelwesens war illusorisch angesichts des krassen Ungleichgewichts zwischen den angedrohten Strafen einerseits und den angebotenen Hilfen andererseits. Darüber hinaus spiegelt die Wirkungslosigkeit der staatlichen Bettelverbote die traditionell negative Haltung gegenüber rechtlichen Regelungen in Russland insgesamt, wurden Gesetze doch grundsätzlich als etwas Fremdes, von oben aufgezwungenes wahrgenommen. Außerdem weist der Autor zurecht darauf hin, dass die Grenze zwischen „Bettler“ und „Nicht-Bettler“ keineswegs eindeutig war, was sich in den vielfach belegten Schwierigkeiten der Polizei, zwischen Bettlern und Soldaten zu unterscheiden, spiegelt.

Der Verfasser betont die außerordentliche Bedeutung religiöser, und damit in Russland vor allem christlich-orthodoxer, Denk- und Verhaltensnormen für das von ihm behandelte Thema. So sei die Zahl der Bettler in überwiegend von Lutheranern bewohnten Orten, in denen etwa 200 Mal so viel für Wohltätigkeit ausgegeben wurde als im Durchschnitt des jeweiligen Kreises, deutlich geringer gewesen, und in der tatarischen Bevölkerung des Russländischen Reichs habe es überhaupt keine Bettler gegeben (S. 121).

Im hier besprochenen Buch wird auch die Innenwelt der Bettler sozialpsychologisch beleuchtet, indem verschiedene Typen wie beispielsweise „Mutter mit Kind“, „Betbruder“, „Scheinheiliger“, „Abgebrannter“ und „Barfußler“ vorgestellt werden. Auch werden Tricks und Kniffe der Bettler beschrieben, mit deren Hilfe sie andere Menschen auf sich aufmerksam machten und zur Überlassung milder Gaben bewegten. Der Autor thematisiert auch das hierarchische System unter den Bettlern, das sich bei der Verteilung der lukrativsten Standorte auswirkte.

Für Russland ist bis zum heutigen Tag die parallele Existenz zweier Welten charakteristisch, nämlich der „Welt der beiden Hauptstädte“ und der „Welt des übrigen Russlands“. Das Leben in der ersten dieser beiden ließ sich noch mehr oder weniger mit polizeilichen Mitteln regeln, in der anderen folgte das Leben den Traditionen. Dementsprechend wurden Bettler zur Lösung des Problems in den beiden Hauptstädten einfach in „die Heimat“ geschickt – in der Sowjetperiode waren dies die allseits bekannten „101 Kilometer“ jenseits der jeweiligen Stadtgrenze. Weil sich Hubertus Jahn in seinem Buch im wesentlichen auf Quellenmaterial aus den Hauptstädten, allen voran St. Petersburg beziehungsweise Petrograd und Leningrad stützt, ist das Thema wissenschaftlich noch keineswegs ausgeschöpft. So steht beispielsweise die genauere Erforschung der Besonderheiten der einzelnen Regionen, deren diesbezügliche Verschiedenartigkeit der Autor unter Hinweis auf Berichte der örtlichen Verwaltungen durchaus erwähnt (S. 125), noch aus. In Sibirien zum Beispiel, wohin – wie der Autor zurecht bemerkt – viele Bettler zwangsverschickt wurden, unterblieb deren Registrierung. Sie reihten sich vermutlich ein in die große Teil der Verbannten, die in Sibirien „auf der Flucht“ waren und vom „Almosensammeln“ lebten.

Im Schlusskapitel des Buches analysiert Hubertus Jahn die tragischen menschlichen Folgen der Revolutionen und Kriege im Russland des 20. Jahrhunderts, die zu einem massiven Anstieg der Zahl von Bettlern und Notleidenden führten. Als Quellenbasis diente ihm Aufzeichnungen, Erinnerungen und literarische Texte. In diesem Kapitel widerlegt der Autor die Behauptung, in sowjetischer Zeit habe es keine Bettler gegeben. Immer wieder wurden Menschen in erheblichem Umfang durch den wiederholten massiven Mangel an Lebensmitteln zum Betteln genötigt, und zwar sogar noch in der Zeit nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, als eine schwere Hungersnot herrschte und zusätzlich noch Abertausende von arbeitsunfähigen Kriegsinvaliden in weitgehender Ermangelung staatlicher Unterstützung um ihr Überleben kämpfen mussten. Für die Komplettierung des Bildes wäre es wünschenswert gewesen, wenn auch auf die gesetzlichen Maßnah-

men des Sowjetstaates im Kampf gegen das professionelle Bettelwesen eingegangen worden wäre, dessen Protagonisten nun mit verallgemeinernden, eindeutig pejorativen Begriffen wie „Parasiten“, „asoziale Elemente“ und dergleichen bezeichnet wurden. Die Periode von Glasnost' und Perestrojka hat der Autor ebenso wie die darauf folgende postsowjetische Zeit auf der Grundlage einer nur sehr begrenzten Anzahl von Quellen bearbeitet. Leider fehlen hier sowohl statistische Angaben als auch eine historisch-soziologische Analyse. Ebenfalls wünschenswert wäre eine intensivere Erforschung der sozialpsychologischen Ursachen für das Bettelwesen in den genannten Zeiträumen gewesen.

Besonderes Interesse verdienen die Tabellen in Hubertus Jahns Buch, welche auf den vom „Bettlerkomitee“ gesammelten Daten basieren und sowohl die Gesamtzahl der Bettler in St. Petersburg in der 2. Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts als auch deren Verteilung auf die einzelnen Rayons enthalten. Eine der aus diesem Zahlenmaterial zu ziehenden Schlussfolgerungen lautet, dass das Niveau der Schreib- und Lesefähigkeit der Bettler in St. Petersburg erheblich höher war als im Landesdurchschnitt.

Insgesamt füllt Hubertus Jahns Monographie eine historiographische Lücke, die besonders vor dem Hintergrund der historischen Realitäten Russlands verwundert musste, waren doch gerade hier Bettler und Notleidende allen, Zeitgenossen wie Historikern, sofort ins Auge springende Soziotypen.

Irina P. Pavlova, Krasnojarsk

SANDRA DAHLKE: Individuum und Herrschaft im Stalinismus. Emel'jan Jaroslavskij (1878–1943). München: Oldenbourg, 2010. 484 S., Abb. ISBN: 978-3-486-58955-9.

Dieses Werk gehört zu den ersten wenigen Biographien von maßgebenden Politikern der Stalin-Periode unterhalb des engsten Führungszirkels um den *vožd'*, die sich auf das Studium von Archivdokumenten stützen. Die Dissertation wurde 2008 mit dem Fritz-Theodor-Epstein-Preis des Verbandes der Osteuropahistorikerinnen und Osteuropahistoriker ausgezeichnet.

Emel'jan Jaroslavskij war Alt-Bolschewik. Am Anfang und Ende seiner politischen Karriere ZK-Mitglied, leitete er von 1923 bis 1934 das Parteigericht in der Zentralen Kontrollkommission. Vor allem war er führend als Ideologe und Propagandist auf dem Feld der Parteigeschichte tätig und nicht zuletzt auch auf dem des „antireligösen Kampfes“. Parallel dazu organisierte er als einer der Leiter die Traditionsvereine „Gesellschaft alter Bolschewiki“ und „Gesellschaft ehemaliger Zwangsarbeiter und Verbannter“. In der vorliegenden Lebensbeschreibung soll die Person Jaroslavskijs „als Fokus dienen, um zu zeigen, wie bolschewistische Herrschaft funktioniert und wie sie auf ihre Träger zurückgewirkt hat.“ (S. 16)

Zu den Quellen dieser Arbeit zählen neben den Dokumenten aus den politischen Archiven auch solche – bei bolschewistischen Politikern selten zu findende – aus dem Familienarchiv der Jaroslavskijs, die in Gestalt persönlicher Aufzeichnungen und des Briefwechsels mit der Ehefrau Klavdija Kirsanova Einblick in Wahrnehmungen, Selbstzuschreibungen und Motive dieses hohen ideologischen Würdenträgers des Regimes zu geben versprochen.

Jaroslavskij eignete sich sein Bildungswissen in Geschichte und Literatur während der Zeit vor dem Oktoberumsturz als Autodidakt in Gefängnissen oder in der Verbannung ausschließlich für die Zwecke der bolschewistischen Revolution an. So hatte er zu Wissenschaft und Kultur ein gänzlich instrumentelles Verhältnis, wie es von den Bolschewiki unter dem Prinzip der „Parteilichkeit“ verlangt wurde. Sandra Dahlke verfolgt in ihrer Darstellung die politische Karriere Jaroslavskijs, die bis 1930 in einem scheinbar unaufhaltsamen Aufstieg bis in den Kreis der Auserwählten um Stalin führte, die sich anlässlich seines 50. Geburtstags mit ihren ersten Panegyriken im Glanz der neuen Führer-Autorität sonnen durften. Die Autorin beschreibt, wie Jaroslavskij das Schreiben und Streiten über Parteigeschichte mit der Rolle als einer der maßgebenden „Organisatoren revolutionärer Erinnerung“ zu verbinden verstand. Er konnte lange Zeit dieses Geflecht von Positionen in Verbänden und in höheren Institutionen der Parteischulung sowie in Zeitungs- und Zeitschriftenredaktionen so nutzen,

dass er weite Bereiche unter seine Patronage nehmen und aus ihnen „soziales Kapital“ für seine eigene wissenschaftliche und politische Machtpositionierung in den Statuskämpfen unter den Historikern des Sowjetstaates gewinnen konnte. Dahlke betrachtet diese Geschichtspolitik als „Identitätspolitik“, die der „Papst“ des Bolschewismus auf die „alte Generation“ der Revolutionäre ausrichtete, als deren Patron er sich gerierte. Stalin, dem Patron, dem Jaroslavskij seinerseits diente, ging diese Sammlung politisch-ideologischer Macht-Ressourcen bald zu weit. Er hielt sich in den dreißiger Jahren die „alten Bolschewiki“ und ihre Projekte aus der frühen Sowjetzeit – alle, die er nicht zu seinen politischen und geistigen Kreaturen rechnete – auf Distanz. Deswegen waren ihm nicht nur die sowjetischen Traditionsgesellschaften, sondern auch die „militanten Gottlosen“ und deren Patron suspekt.

Folglich erlebte Jaroslavskij seit 1931 bis in die zweite Hälfte der 30er Jahre öffentliche Diskriminierung, Marginalisierung und Demütigung, die ihn durch persönliche Krisen bis zur Unterwerfung führten. Auch damit erlangte er nicht gleich die ersehnte Wiederaufnahme als zuverlässiger Gefolgsmann des „Führers“. Selbst als Mitautor des „Kratkij kurs“ der Parteigeschichte erlangte Jaroslavskij nicht dessen volles Vertrauen. Der *chozjain* ließ ihn derweil als einen der Haupt-Protagonisten des Stalin-Kultes agieren, ohne ihm doch die erhoffte Ehre des Oberpriesters zuzugestehen. Am Ende, 1943, blieb ein auf den Tod kranker Stalinist, der seine Frau bei Stalin flehentlich um ein wenig Aufmerksamkeit betteln ließ.

Im Verhältnis von „Individuum und Herrschaft“ spielte sich ein Seelendrama ab. Sandra Dahlke versucht daher diese Biographie als Geschichte von Jaroslavskijs Subjektivität darzustellen. Diese war geprägt durch eine Identitätspolitik, deren Referenzpunkt zunächst das Kollektiv der „alten Garde“ war, dann aber – als diese entwertet und vernichtet war – zunehmend nur noch das eigene Ich, das immer neu für die Umsetzung von Stalins Willen konditioniert und diszipliniert wurde. Die Autorin vermeidet dabei, dem Stalinisten Jaroslavskij „Zynismus“ zuzuschreiben. Es ist eine Geschichte von Identität und Motiven, von Wahrnehmung,

Statusanspruch und Enttäuschung. Dies wird ohne Zweifel durch die sogenannten Ego-Dokumente nahegelegt, die die Autorin vorrangig für ihre Interpretationen heranzieht. Daraus ergibt sich eine Lebensbeschreibung, wie sie bisher kaum über einen führenden Stalinisten geleistet wurde, einen bolschewistischen „Auftragsintellektuellen“ (Dahlke). Es ist der originelle Versuch, das Funktionieren bolschewistischer Herrschaft aus der Perspektive einer „Welt als (Stalins) Wille und (Jaroslavskijs) Vorstellung“ zu analysieren.

Allerdings bleiben Zweifel, ob sich diese Darstellung nicht zu sehr in Jaroslavskijs Subjektivität versenkt hat, wenn immer wieder betont wird, dass er das, was er schrieb und tat, auch „glaubte“. (S. 142–143, 146 ff, 161–162, 171 ff, 338) Historikern droht regelmäßig die „Authentizitätsfalle“, wenn sie in sogenannten Ego-Dokumenten auf diese „Rhetorik des Glaubens“ stoßen. P. Veyne (Glaubten die Griechen an ihre Mythen? 1987) sprach in diesem Zusammenhang von der „Modalität des Glaubens“. Autoren dieser Dokumente kommt es nicht auf eine inhaltliche Wahrheit ihres Glaubens an, sondern sie suchen mit ihrer Rhetorik des Glaubens für sich und andere eine bestimmte kulturelle oder politische Funktion zu erfüllen: In diesem Fall war dies die beständige Selbstkonditionierung und Adaptierung an den Willen des Herrschers.

Für die Lebensgeschichte von Jaroslavskijs Subjektivität wird immer wieder der historische Kontext – bestehend in der politischen Geschichte von Stalins Aufstieg und Herrschaft – hergestellt. Doch abstrahiert dieser Kontext gar zu sehr von Jaroslavskij als politischem Akteur. Zunächst ist es ein großer Mangel, dass der „halbe Jaroslavskij“, nämlich die Seite seines „antireligösen Kampfes“, aus der Darstellung ohne plausible Erklärung ausgelassen wird. Dieser Mission war etwa die Hälfte seiner vielen Veröffentlichungen gewidmet. Die Autorin hat zudem selbst eine der ersten quellenbasierten Monographien zu dem Thema geschrieben. Umso empfindlicher vermisst man deren Erkenntnisse im Kontext von Jaroslavskijs politischer Biographie. Den Folgen von Jaroslavskijs publizistischer Hetze, seiner Denunziationen und Verfolgungsauftrufe sowie den Aktionen

der von ihm geführten „Bewegung der militanten Gottlosen“, vor allem seinem Wirken als Vorsitzender der „Antireligiösen Kommission“ beim ZK in Kooperation mit der ČK/GPU waren Tausende zum Opfer gefallen; ganz zu schweigen von der Zerstörung von Kirchen, der Indizierung von russischer Literatur zur Entfernung aus den Bibliotheken, die Jaroslavskij betrieb. Vor diesem Hintergrund berührt es merkwürdig, wenn unkommentiert wiedergegeben wird, dass dieser Akteur in der sowjetischen Entstalinisierung (1956 und 1989) „nicht der Gruppe der Täter zugerechnet“ wurde. (S. 435)

So erhellend die ausführliche Darstellung und Interpretation von Jaroslavskijs Wirken bei den Manövern an der „historischen Front“ sind, erhebt sich aus dem Dargelegten selbst die Frage: War nicht sein Wirken als Sekretär des obersten Parteigerichts in der Zentralen Parteikommission für seinen Weg zum treuen Stalin-Gefolgsmann sehr viel bedeutsamer? Die nur summarisch auf ein paar Seiten dargestellte Verfolgung der Oppositionellen sowie die unerwähnt bleibenden Massensäuberungen der Partei umfassten elf Jahre seines Wirkens in dieser Position bis 1934. Der Ankläger im Namen der „Partei-Moral“ hat in diesem Prozess zugleich jegliche menschliche Moral in der Partei stigmatisiert. Wäre es nicht Wert gewesen, diese Entwicklung, die den „Inquisitor der Partei“ frühzeitig zum Instrument des Generalsekretärs machte, zu verfolgen? Kann von „intellektuellem Ehrgeiz“ eines Menschen gesprochen werden, der seine politische Eitelkeit nur erfüllen konnte, indem er sich durch „sacrificio intellectus“ dem *vožd’* andiente? Wird bei diesem Mann nicht die selbst zugeschriebene Motivierung durch die klassische russische Literatur etwas zu ernst genommen (S. 146, 440), während derselbe sowohl Werke von Dostojewski als auch von Tolstoj auf den Index setzte, einen „atheistischen Puschkin“ propagierte und schließlich im Kampf gegen die deutsche Invasion darüber schrieb, warum Dostojewski die Deutschen hasste.

Diese kritischen Einwände sollen nicht die Leistung schmälern, die mit der Untersuchung von Jaroslavskijs Wirken in den Statuskämpfen und Interventionen an der „historischen Front“ sowie mit der Darstellung der Bedingungen er-

bracht wurde, unter denen er sich Stalin unterwarf und zum „graphomanischen“ Produzenten von dessen Kult wurde. Es sind Untersuchungen, die außerordentlich quellennah und zugleich angereichert mit Exkursen in die theoretischen und historiographischen Probleme sind. Die Vielzahl dieser Exkurse macht das Lesen des Buches nicht immer einfach und bereitet zudem den Boden für manche Redundanzen. Angesichts der unter den Sowjetunion-Historikern verbreiteten Lässigkeit im Zitieren von Archivadokumenten ist die sorgfältige und transparente Darstellung bei der Bezeichnung der Quellen in dieser Studie als beispielhaft hervorzuheben.

Am Ende erfüllt der „Papst“ der Atheisten Stalins Auftrag, in der „Pravda“ einen Artikel zu schreiben, „warum gläubige Menschen gegen Hitler sind“. Ein Auftragsintellektueller kennt nur den *social'nyj zakaz* – ob es sich um das Schreiben einer Stalin-Biographie oder um die Behandlung der russischen Literatur handelt. Wem die Wahrheit, die Moral, die Geschichte, der Glauben oder der Nicht-Glauben nur eine Funktion des Politischen sind, dem bleibt am Ende nur die Leere. Welch ein Triumph ist es da, an der Kreml-Mauer begraben zu sein.

Benno Ennker, Radolfzell

Vožd' i kul'tura. Peregiska Stalina s dejateljami literatury i iskusstva. 1924–1952. 1953–1956 [Der Führer und die Kultur. Der Schriftwechsel Stalins mit Literaten und Künstlern 1924–1952, 1953–1956]. Sostavitel' V. T. Kabanov. Moskva: Čelovek, 2008. 311 S. ISBN: 978-5-903508-33-4.

Iosif Stalin took special interest in culture (arts and literature) as well as history and considered himself the ultimate arbiter in cultural matters. People knew this well and often wrote to Stalin for help and intervention. As a result, there is a vast archive of correspondence between cultural supplicants and Stalin the Ultimate Arbiter. The present book contains a collection of such correspondence already published elsewhere. Although this represents merely a small part of the vast archive, it is of considerable interest.

Among the long list of supplicants are many well-known members of the cultural elite, be-

ginning with Maksim Gor'kii and Aleksandr Fadeev and ending with Sergei Eizenshtein, Il'ia Ehrenburg and Kornei Chukovskii. Also on the list one finds Mikhail Bulgakov, Mikhail Zoshchenko, Boris Pasternak, Mikhail Zamiatin and even Anna Akhmatova. (Akhmatova wrote to Stalin in 1950 asking him to release her arrested son Lev Gumilev and allow him to continue his historical studies. She said, "to serve the Motherland is a holy duty for him, as well as for me" (p. 243). There is nothing on Osip Mandel'shtam, Andrei Platonov, Nikolai Kliuev, and others, although a very damaging report by the secret police on Isaak Babel' from the year 1936 is included (pp. 264–66).

One of the most interesting cases in the book is that of Dem'ian Bednyi (1883–1945), the Soviet "court poet." Bednyi, born Efim Alekseevich Pridvorov into a peasant family in Kherston, Ukraine, joined the Bolshevik party in 1912 and became an important cultural figure and an agitator. With Lenin's permission, he was granted a personal railway wagon in which he travelled around the country as an agitator for the Red Army. Throughout the 1920s he cherished the privileged use of a luxurious railcar and wrote poems in support of Stalin and against his political opponents. When Mariia Il'inichna, Lenin's sister working in the party's control commission, asked Stalin to transfer Bednyi's car to someone else who actually needed it, Stalin consented on the condition that his own car be given to Bednyi (pp. 20–21). In 1928 when Bednyi was ill, Stalin let him go to Germany for treatment, a special privilege for the Soviet elite (pp. 22–26).

Stalin did not always protect Bednyi, however. In 1930 Stalin subjected Bednyi to harsh criticism for allegedly being too critical of Russia: Bednyi did not distinguish between the old, reactionary Russia, and the new, revolutionary Russia (pp. 72–80). Bednyi, like the historian Mikhail Pokrovskii, could not quite understand Stalin's changing views of Russian history. By the mid-1930s Bednyi had further alienated Stalin, although in 1935 Stalin still supported Bednyi's request for a better dacha (pp. 125–132, 181–182). In 1938 the secret police sent a report to Stalin which portrayed Bednyi as highly critical of Stalin and the Soviet govern-

ment (pp. 268–270). Bednyi was fortunate: Stalin did not touch him. During World War Two Bednyi was allowed to work again, but he never recovered Stalin's old trust. He died apparently of natural causes in 1945.

This book is more than a compilation of correspondence, however. There is the famous speech Stalin made in 1929 in which he defended Bulgakov's White Guard against his critics. Also included is Stalin's conversation in 1947 with Sergei Eizenshtein and Nikolai Cherkassov in which Stalin criticized Ivan the Terrible for not being determined enough to kill off the boyars.

One amusing anecdote describes Georgii Malenkov plagiarizing an encyclopedia article in a speech: the article happened to be by someone who had been repressed in 1937. Stalin had the opportunity of reading Malenkov's draft beforehand. Stalin cut the plagiarized part of the speech (although it is not known whether Stalin knew of the plagiarism). Malenkov restored and read the passage at the 19th party congress in 1952, even though it was not included in the written text. Eventually Stalin was informed of Malenkov's plagiarism, but he appeared to have taken no measures. Malenkov was censured after Stalin's death by the party's Central Committee (pp. 289–294).

While these episodes and correspondences are not new, having previously been published in various books and periodicals, the commentaries by the compiler, V. T. Kabanov, are useful. Unfortunately, however, he chose not to include the sources of the documents he published here. All the same, the present book is a fascinating read for anyone interested in Stalin and culture.

Hiroaki Kuromiya, Bloomington, IN

VENIAMIN F. ZIMA *Čelovek i vlast' v SSSR v 1920–1930-e gody. Politika repressij. [Mensch und Macht in der UdSSR in den zwanziger und dreißiger Jahren. Die Politik der Repressionen].* Moskva: Sobranie, 2010. 238 S., 5 Abb. ISBN: 978-5-9606-0090-3.

Es gibt viele Bücher über den Terror in der Sowjetunion. Meistens konzentrieren sich die Autoren aber auf die dreißiger Jahre oder sogar nur

auf deren zweite Hälfte. Veniamin Zima hat die gesamte Zeit von der Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg in den Blick genommen und ein Buch über Terror und Repression als Prinzipien und Techniken bolschewistischer Herrschaft geschrieben.

Das Herrschaftssystem der Bolschewiki bezeichnet der Autor als despotisches Regime, hält sich aber leider nicht lange mit dem Begriff des Despotismus und seiner Geschichte auf. Theoretische Unterscheidungen, etwa von „Despotie“ und „Diktatur“, kümmern ihn nicht. Der Despotie-Begriff wird eher metaphorisch als analytisch genutzt und spielt dann auch im Verlaufe des Buches kaum noch eine Rolle. Dennoch ist die Begriffswahl nicht zufällig und oberflächlich. Despoten zeichnen sich dadurch aus, dass sie einen Despoten haben. Ansonsten gibt es nur rechtlose Untertanen, aus denen sich Günstlinge hervorheben. Aber die persönliche Herrschergewalt erstreckt sich ohne institutionelle Einschränkung auf alle Untertanen ohne Ausnahme. Dem Despoten ist nichts verboten.

Es handelt sich hier um die Extremform personalisierter und persönlicher Herrschaft und genau das ist es, was den Begriff des despotischen Regimes für den Autor so anziehend macht. Denn Veniamin Zima interessiert sich für den menschlichen Faktor in der Diktatur. Terror und Repressionen werden von Menschen angeordnet, durchgeführt und schließlich auch erlitten. Dass diese drei Aspekte in der stalinistischen Sowjetunion oft zusammenfielen, ist ebenfalls ein typischer Zug von Despoten. Man liest bei Zima wenig von Modernisierungszwängen, ökonomischen Notwendigkeiten oder angeblich unvermeidlichen Opfern des Rades der Geschichte – umso mehr aber von den Auswirkungen der Regierungspolitik auf die Gesellschaft. Der Begriff der Despotie ermöglicht es, persönliche Verantwortlichkeit klar aufzuzeigen und zu verorten: bei Stalin und seinen Günstlingen – und er schließt strukturelle und institutionelle Entschuldigen kategorisch aus.

Noch mehr als die Täter interessieren den Autor aber die Opfer. Zima gibt sich Mühe, seine allgemeine Schilderung der Ereignisse jeweils an individuelle Beispiele zurückzubinden. Auf den ersten Blick wirken diese Versuche etwas willkürlich, auf den zweiten Blick aber

spiegeln sie eben auch die Vielfalt und Spannweite der Niedertracht im sowjetischen System. Auf der einen Seite finden wir da scheinbar unblutige Kleinigkeiten, etwa wenn die goldene Taschenuhr eines Priesters es einem Funktionär angetan hatte und dieser dem Besitzer einen ungleichen Tausch aufzwingen konnte. Hier zeigt sich im Kleinen das Charakteristikum eines Systems, in dem die einen sich nehmen konnten, was sie zur Befriedigung ihrer persönlichen Bedürfnisse oder ihrer Gier haben wollten, und die anderen wehrlos waren. Auf der anderen Seite fehlen nicht die Beispiele, in denen Menschen ihre gesamte Habe, ihre Heimat, ihre Angehörigen oder schließlich das Leben verloren. Mit der Auswahl seiner Beispiele will der Autor auch in Erinnerung rufen, dass das „anthropophagische“ Regime kleine wie große Leute traf: so etwa einen kleinen Gewerkschaftsfunktionär und überzeugten Kommunisten, aber schließlich auch einen hochgestellten Funktionär wie Robert Ėjche. Dass gerade in seinem Falle der Autor eine besondere Tragik am Werke sieht, wirkt angesichts von Ėjches Rolle im stalinistischen Terror ein wenig irritierend.

Im Original abgedruckte Trojka-Protokolle und Photodokumente illustrieren die Verbrechen und versuchen, die Opfer „erfahrbar“ zu machen. Die „Whisperers“ von Orlando Figes mögen hier Pate gestanden haben. Aber dem Titel „Mensch und Staat“ zum Trotz findet hier keine konsequente Erzählung aus der Opferperspektive statt – die konkreten Beispiele bleiben reine Illustration.

Im Gegensatz zu anderen Vertretern der neueren russischen Geschichtswissenschaft verzichtet Veniamin Zima auf Anschluss an die westliche Forschung und laufende Kontroversen. Sie werden nur einmal summarisch in der Einleitung genannt und danach nicht weiter erwähnt. Überhaupt verzichtet der Autor auf einen ausführlicheren Anmerkungsapparat und sogar auf ein Literaturverzeichnis. Das mag auf Vorgaben des Verlags zurückzuführen sein, verleiht dem Buch aber ein sowjetisches Flair, das seine Rezeption außerhalb Russlands nicht erleichtern wird. Daran ändert auch die vollmundige Ankündigung des Klappentextes nichts, dass bisher unzugängliche Materialien aus dem FSB-Archiv genutzt worden seien. Es

handelt sich bei diesen Quellen nur um wenige Akten, die vor allem die zwanziger Jahre betreffen. Ansonsten stützt sich die Arbeit vor allem auf zugängliche und bekannte Archivalien des Stalin-Fonds.

Wer die westliche Forschung über die zwanziger Jahre und den Stalinismus kennt, wird bei Veniamin Zima nichts Neues finden – weder konzeptionell noch inhaltlich. Man muss aber anerkennen, dass dieses Buch einer Apologie Stalins im Sinne der gegenwärtigen russländischen Geschichtspolitik keinen Vorschub leistet.

Felix Schnell, Berlin

BARBARA EPSTEIN *The Minsk Ghetto, 1941–1943. Jewish Resistance and Soviet Internationalism.* Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press, 2008. XVII, 351 S., 3 Ktn., 25 Abb. ISBN: 978-0-520-24242-5.

Barbara Epstein versucht mit ihrer Arbeit über das Minsker Ghetto, unser Bild von den Formen jüdischen Widerstands gegen die systematische Vernichtung im besetzten Ostmitteleuropa über die gängigen Vorstellungen hinaus zu erweitern. Der von ihr gewählte lokale Fokus auf das bis Juni 1941 sowjetische Minsk zeigt dabei eine andere Perspektive auf als die bereits etablierten zionistischen Lesarten der Shoah. Epstein versucht zu zeigen, dass es in der Weißrussischen Sozialistischen Sowjetrepublik (BSSR) eine Form von *Sowjetischem Internationalismus* gab, die anders als in den Ostgebieten der Polnischen Republik zu einer engen Zusammenarbeit zwischen Juden und Nichtjuden während der Shoah führte. Um dies zu belegen, schreibt sie die Geschichte des Minsker Ghettos, das bereits im Juli 1941 angelegt und im Oktober 1943 liquidiert wurde, aus der Sicht von Überlebenden, die vor Ort im Untergrund tätig waren und sich unterschiedlichen jüdischen und sowjetischen Partisanengruppen angeschlossen hatten. Epsteins Verdienst liegt darin, Menschen eine Stimme zu geben, die in der professionellen Historiographie in Israel, den USA und auch in Deutschland nur eine Randgruppe darstellen: Überlebenden der Shoah, die nicht nur aktiv gegen den Nationalsozialismus gekämpft haben, sondern auch nach

der Befreiung 1944 bzw. der Eroberung Berlins aktiver Teil der sowjetischen Gesellschaft wurden oder blieben, weshalb uns ihre Stimme nicht vertraut ist. Barbara Epstein gibt ihnen als Zeitzeugen Raum, ihre Version von der Geschichte zu erzählen. Dabei fällt auf, dass die Sicht ihrer Protagonisten anders als die Narrationen derjenigen Überlebenden, die die Sowjetunion bzw. Polen nach Kriegsende verließen, nicht Teil der Erzählungen wurden, die das Selbstverständnis Israels prägten. Weiterhin bemerkenswert ist ihr ambivalentes Verhältnis zur sowjetischen Vergangenheit selbst: Einerseits waren sie zumeist Mitglieder von sowjetischen Partisaneneinheiten, andererseits erlebten sie selbst staatlichen sowjetischen Antisemitismus. Sie waren oft bereits vor 1941 Teil der sowjetischen Gesellschaft und blieben es auch nach 1944. Daher waren sie in vielen Fällen bis in die 1980er Jahre im eigenen Selbstverständnis und in der Wahrnehmung ihrer Zeitgenossen in der BSSR eben nicht in erster Linie Überlebende der Shoah, sondern Angehörige des sowjetischen Widerstands.

Epsteins historiographischer Versuch, durch Empathie zu dieser Gruppe eine andere, neue Geschichte zu destillieren, ist allerdings gerade durch die Nähe zu den individuellen Lebenswegen nicht überzeugend. Es ist genau diese Nähe zu den Protagonisten, die es Epstein unmöglich macht, eine kritische Analyse ihrer Narrationen sowie einen Metadiskurs über das Zustandekommen dieser Erzählungen vorzunehmen. Eine Ursache dafür ist die stark selektiv vorgenommene Auswahl von schriftlichen Quellen aus sowjetischen, deutschen und israelischen Archiven und ihr wenig kritischer Einsatz zum Abgleich der mündlichen Überlieferungen. Eine weitere Ursache liegt im Vorgang selbst: Barbara Epstein hat sich an sowjetische Geschichte, die Stadt Minsk und die Geschichte des Holocaust vor allem durch den persönlichen Kontakt mit eben jenen Protagonisten des sowjetischen Widerstands angenähert. Ihr Verständnis ist vor allem vom Versuch geprägt, eine rationale Erklärung dafür zu finden, wie sie nach der nationalsozialistischen Verfolgung als Juden in einem System lebten, das selbst antisemitische Strukturen aufwies und ihren Beitrag am Sieg im Großen Vaterländischen Krieg ausschließ-

lich in militärischen Kategorien würdigte, während ihre Identität als Juden tabuisiert bzw. marginalisiert war. Epstein führt hier zwei zentrale Argumente aus: 1. Der Kommunismus sowjetischer Prägung sei im Gegensatz zur ideologischen Vielfalt und Konkurrenz in der Polnischen Republik in seinem Charakter inklusiv gewesen und habe bereits im Ansatz ein Angebot für alle Bürger enthalten. 2. Die Weißrussen hätten aufgrund einer verspäteten Nationsbildung nicht nur ein weniger ausgeprägtes antisemitisches Grundverständnis als etwa Polen und Ukrainer, sondern als Weißrussen hätten in der BSSR vielmehr *alle* Bürger gegolten, weil das Konzept der Republik ethnisch inklusiv gewesen sei. Beide Argumente sind falsch, weil sie die sowjetische Frühgeschichte und die radikale, physische Ausschaltung von alternativen Optionen sowie die systematische Vernichtung von politischer und kultureller Differenz durch die Bolschewiki ausblenden. Epstein legitimiert das im Nachgang indirekt durch das Prisma der Shoah, weil auf diese Weise mehr Solidarität freigesetzt worden sei. Dabei sah das staatliche Konzept von Nationalität sowie die Einführung von vier Amtssprachen in der BSSR sehr wohl eine Differenzierung von Weißrussen, Juden, Polen und Russen in ethnischen Kategorien vor. Epstein verzerrt die Geschichte nicht, indem sie ihre Protagonisten zu Wort kommen lässt: Für die jungen Städter, die in den 1920er und 1930er Jahren in der BSSR aufgewachsen waren, hat es sich im Nachgang so dargestellt. Aber die Autorin verweist nicht auf all diejenigen, die nicht zu Wort kommen können, weil sie von sowjetischen oder deutschen Machthabern ermordet wurden oder weil sie einer anderen Generation bzw. sozialen Schicht angehörten. So hatten junge, bereits vor 1941 gut in die sowjetische Gesellschaft integrierte jüdische Bürger immerhin eine minimale Chance, den Krieg im Wald zu überleben. Diejenigen, die ihre jüdische Identität stärker bewahrt hatten, etwa weil sie älter waren und sich innerlich gegen die Sowjetisierung wehrten, können nicht zu Wort kommen, weil sie nicht mehr leben. In diesem Sinne zeigt Epsteins Arbeit deutlich, dass in Zukunft ein tieferes Verständnis der Shoah in ihrer lokalen Ausprägung im äußersten Westen der Sowjetunion nicht ohne eine ge-

nauere Vorstellung von der Einführung lokaler bolschewistischer Strukturen im ehemaligen Ansiedlungsrayon des Russländischen Reiches zu leisten ist.

Felix Ackermann, Frankfurt/Oder

NIKITA PETROV: Die sowjetischen Geheimdienstmitarbeiter in Deutschland. Der leitende Personalbestand der Staatssicherheitsorgane der UdSSR in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands und der DDR von 1945–1954. Biografisches Nachschlagewerk. Herausgegeben von MEMORIAL International – Wissenschaftliches Zentrum für Information und Aufklärung. Berlin: Metropol, 2010. 774 S., Abb. ISBN: 978-3-940938-80-0.

Nikita Vasil'evič Petrov (Jg. 1957) war ursprünglich Atomphysiker, studierte später Geschichte und habilitierte sich 2008 an der Universität Amsterdam. Derzeit ist er Leiter des Programms zur Erforschung der Geschichte der sowjetischen Geheimdienste im wissenschaftlichen Zentrum der Gesellschaft „Memorial“. In dieser Eigenschaft hat Petrov in schneller Folge mehrere wichtige Nachschlagewerke, biographische Handbücher und Dokumentensammlungen zur Geschichte der verschiedenen sowjetischen Geheimdienste herausgegeben, zuletzt in russisch-deutscher Zusammenarbeit mit Jan Foitzik die Dokumentensammlung „Die sowjetischen Geheimdienste in der SBZ/DDR von 1945 bis 1953“ (Berlin, New-York: De Gruyter, 2009). Nunmehr legt Petrov ein weiteres biographisches Handbuch vor, welches zugleich ein zentrales Werk zur Tätigkeit der sowjetischen Geheimdienste (NKWD, MWD, Smerš, MGB und später KGB) in der sowjetischen Besatzungszone in Deutschland und der frühen DDR ist. Seinen detaillierten biographischen Angaben und Nachweisen, meistens inklusive eines Porträtfotos, zu mehr als 800 höheren sowjetischen Geheimdienstlern hat Petrov 150 Seiten mit Organisationsübersichten und detaillierten Personalbesetzungslisten verschiedenster zentraler und regionaler sowjetischer Geheimdiensteinrichtungen und spezieller Geheimdienstsparten auf dem Boden der SBZ vorangestellt. Viele jener Einrichtungen waren bislang kaum bekannt, und demzufolge existierten dazu

kaum belastbare Angaben. Petrov behandelt in knapper, doch präziser Art und Weise: den Apparat des NKWD-KGB-Bevollmächtigten in Deutschland 1945–1954, die NKWD-MGB-Operativsektoren in den einzelnen ostdeutschen Ländern und Provinzen, die NKWD-MWD-Abteilung der Gruppe der sowjetischen Besatzungsstreitkräfte in Deutschland, die Abteilung/Verwaltung Inneres der SMAD, die Abteilung Speziallager in Deutschland, die Abteilung Regierungs-Hochfrequenzleitung des MWD der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte, die Verwaltung für Spionageabwehr (Smerš) bei der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland, die NKWD-MWD-Truppen in Deutschland und neben verschiedenen anderen geheimdienstlichen Strukturen, wie den sowjetischen Aufklärungsorganen für die Arbeit gegenüber den Westzonen Deutschlands und gegen die dort stationierten alliierten Streitkräfte, auch den bis jetzt in Deutschland noch nie untersuchten „Apparat des NKWD-NKGB-Bevollmächtigten in Ostpreußen“.

Wie prüft man nun die Stichhaltigkeit der unzähligen Angaben von Petrov? Obwohl der Rezensent aufgrund der bisherigen Bücher von Petrov nie den geringsten Zweifel an dessen gründlicher Arbeitsweise hatte, überprüfte er Petrows Angaben zum sowjetischen Smerš-Chef der 4. Ukrainischen Front und späteren Stellvertretenden Staatsicherheitsminister der Sowjetunion und MGB-Bevollmächtigten in der SBZ, Generalleutnant Nikolaj Kuz'mič Koval'čuk, anhand der Angaben eines Koval'čuk gut kennenden sowjetischen Geheimdienstüberläufers. Die 1950 in nur geringer Auflage erschienene Publikation „Smersch – Ein Jahr im Lager des Feindes“ des ehemaligen Smerš-Offiziers und karpathoukrainischen Nationalisten Nikola Sinenwirsij blieb nämlich Petrov ausweislich seines Literaturverzeichnisses unbekannt. Trotzdem ergab sich, für den Rezensenten nicht unerwartet, die Deckungsgleichheit aller vergleichbaren Angaben. Zusätzlich konnte Petrov Angaben über das weitere Ergehen jenes hohen Geheimdienstgenerals nach 1950 machen. Nach Stalins Tod wurde er nämlich nach einer schwindelerregenden Karriere in den Jahren von 1938 bis 1953 schon im Juni 1954 „wegen Diskreditierung“ aus dem Dienst entlassen, und

knapp 5 Monate darauf wurde ihm auch die Generalwürde entzogen. Offensichtlich einsam und vergessen, ohne nochmals eine höhere Funktion zu bekleiden, verstarb Koval'čuk, wie Petrov eruieren konnte, im Jahr 1972 in Kiev.

Leider weist das Buch eine nicht geringe Zahl an Druckfehlern auf, und noch häufiger gibt die Qualität der Übersetzung wegen der Unkenntnis militärischer und geheimdienstlicher Fachtermini Anlass zum Kopfschütteln. Sicher werden die Handbücher und Nachschlagewerke aus der Feder Petrows wegen ihres sehr speziellen Inhalts keinen allzu großen Leserkreis finden. Man sollte jedoch ungeachtet dessen zur Kenntnis nehmen, welche Fülle an interessanten Informationen zur Geschichte der Jahre 1945–1954 man hier finden kann. So war ausgerechnet der einstige sowjetische Untersuchungsführer im Fall des Schauspielers Heinrich George von 1991–2000 Leiter des Projekts „Dialog der Kulturen“ an der Universität für Geisteswissenschaften in Moskau (S. 195/196).

Jürgen W. Schmidt, Berlin

JAN MUSEKAMP: Zwischen Stettin und Szczecin. Metamorphosen einer Stadt von 1945 bis 2005. Wiesbaden: Harrassowitz, 2010. 423 S., 22 Abb., 2 Ktn. = Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts Darmstadt, 27. ISBN: 978-3-447-06273-2.

„Wer Stettin zum ersten Mal besucht hat und ziellos durch die Straßen gewandelt ist, verlässt die Stadt mit sehr zwiespältigen Eindrücken. Sie hat ihm eine Reihe von Rätseln aufgegeben, die zu lösen sich diese Arbeit zum Ziel gesetzt hat.“ – Diese Sätze schreibt Jan Musekamp in der Einleitung zu seiner 2008 an der Vadrina-Universität (Frankfurt an der Oder) als Dissertation angenommenen Arbeit (S. 15). Musekamp führt den Leser durch Stettin, hat seine Studie allerdings nicht als Beitrag zur Lokalgeschichte angelegt, sondern will paradigmatisch untersuchen, wie eine an der Peripherie gelegene Großstadt in einem kommunistischen System nach großer Zerstörung und fast totalem Bevölkerungsaustausch wiedererstanden konnte, und mit welchen Strategien sich die heterogene Bevölkerung die Stadt kulturell aneignete (S. 21). Der Autor knüpft damit an ähnliche Studi-

en zu anderen Städten an wie insbesondere an die Arbeit von Gregor Thum über Breslau (*Die fremde Stadt. Breslau 1945*. Berlin, 2003), auf die er sich mehrfach bezieht.

Musekamps Studie umfasst drei Hauptkapitel. Im ersten untersucht er den Bevölkerungsaustausch der Stadt nach dem Zweiten Weltkrieg. Nach der Vertreibung der Deutschen waren Repatrianten aus den ehemaligen polnischen Ostgebieten mit 31 % keinesfalls die Bevölkerungsmehrheit, sondern die größte Gruppe bildeten mit 63 % Umsiedler aus Zentralpolen. Daneben lebten in der Stadt einige Remigranten aus Berlin, dem Ruhrgebiet und Frankreich, und außerdem polnische Juden, Ukrainer, Lemken sowie vor dem griechischen Bürgerkrieg entflohenen Makedonier und Griechen. Musekamp fragt, ob in dieser gemischten Bevölkerung der neue Typ eines Stettiners entstand, wie es in den Anfangsjahren nach dem Krieg von offizieller Seite proklamiert wurde. Anders als offiziell behauptet war der Integrationsprozess jedoch sehr langwierig und dauerte bis in die 60er Jahre. Unter anderem an Eheschließungen zwischen den einzelnen Bevölkerungsgruppen lässt sich dann aber ablesen, dass der Integrationsprozess in den 70er Jahren weit fortgeschritten war. Dabei sah sich die Bevölkerung Szczecins lange Zeit vor das Problem gestellt, dass sie fürchtete, ihre Stadt sei nur vorläufig polnisch. Musekamp spricht in Anlehnung an die Studie von Thum von einer „Psychose der Vorläufigkeit“, die aber mit dem Wiederaufbau verging und in den 70er Jahren nicht mehr festzustellen war.

Im zweiten Hauptkapitel befasst sich der Autor mit der kulturellen Aneignung der Stadt durch ihre neuen Bewohner. Direkt ab Mai 1945 wurden deutsche Inschriften zerstört, was einen Monat später durch Vorschriften institutionalisiert wurde. Anlässlich eines Besuchs von Präsident Bolesław Bierut wurden 1947 an der repräsentativen Hakenterasse Wappen deutscher Städte durch Wappen polnischer Städte ersetzt. Dagegen blieben die Wappen ehemals deutscher und jetzt polnischer Städte erhalten, da sie sich nicht geändert hatten, und nur ihre Beschriftung mit den Namen der Städte wurde verändert. In der gleichen Zeit demonitierte man Denkmäler und veränderte konsequent die Stra-

ßenamen. Anders als in Wrocław wurden die alten deutschen Straßennamen jedoch nicht einfach ins Polnische übersetzt, sondern es wurden oft gänzlich andere Namen gefunden. 1955 erfolgte interessanterweise eine teilweise Revision dieser Politik, und einige Straßen erhielten ihre historischen Bezeichnungen, jetzt in polnischer Sprache, zurück.

Mit der Tilgung der deutschen Stadtgeschichte ging die Konstruktion einer eigenen Stadtradition einher. Da die nach dem Krieg durch Polen gewonnenen Westgebiete vom 10. bis 12. Jahrhundert zum Einflussgebiet des damaligen polnischen Staates gehört hatten, wurde von „wiedergewonnenen Gebieten“ oder der „Rückkehr in die piastischen Gebiete“ gesprochen. Diese Sicht wurde auch in Szczecin gepflegt und es kam zu einer regelrechten „Piasteneuphorie“, die so weit führte, dass sogar das aus dem 18. Jahrhundert stammende barocke Königstor unsinnigerweise eine Zeit lang als Piastentor bezeichnet wurde. Der „Piastenmythos“ verlor mit der Zeit jedoch an Bedeutung, weil er von wissenschaftlicher Seite entlarvt wurde. Von der offiziellen Politik wurde jedoch bis ans Ende der Volksrepublik an ihm festgehalten und er ist bis heute in Straßennamen präsent. Weitere Elemente der neuen Identität waren die Entwicklung eines Meereskults, der Szczecin zur Seestadt erklärte, und die Verklärung der Pionierjahre. Die ersten Neubewohner der Stadt nach dem Krieg galten als Pioniere, und sie betrachteten sich im Rückblick als „eine große Familie“, die sich für den Aufbau heldenhaft aufgeopfert und bei Null angefangen habe.

Im dritten Hauptkapitel geht es schließlich um die Zeit nach 1989. Musekamp beschreibt die von einer Kontroverse begleitete Entscheidung des Stadtrats aus dem Jahr 1993, das 750jährige Jubiläum des Magdeburger Stadtrechts zu feiern. Der erste polnische Stadtpräsident Piotr Zaremba meinte jedoch, das Gründungsjahr der Stadt sei 1945, und einige Bürger bezichtigten den Stadtrat, das Deutschtum Szczecins zu fördern. Als im Jahre 2005 die 60-jährige polnische Staatszugehörigkeit der Stadt gefeiert wurde, hatte sich das Bewusstsein gewandelt; jetzt betrachtete man das Jahr 1945 nicht mehr als Stunde Null und es wurde stärker die Gesamtgeschichte der Stadt in den Blick ge-

nommen. Bereits in den Jahren zuvor begann man, die Vorkriegsgeschichte der Stadt zunehmend als eigene Geschichte zu begreifen, was in Straßenbenennungen nach deutschen Stettinern zum Ausdruck kam. Herausragend war 2001 die Benennung eines neu geschaffenen Kreisverkehrs nach Hermann Haken, der zwischen 1878 und 1907 Bürgermeister Stettins war. Hieran zeigt sich ein deutlich gewandeltes Geschichtsbild, auch wenn die Entwicklung nicht ohne Kontroversen und Rückschläge verlief.

Musekamps interessante Studie analysiert, wie aus Stettin Szczecin gemacht wurde, und sie ist ein gutes Lehrbuch darüber, wie Geschichte konstruiert oder zu konstruieren versucht wird. Doch letztlich waren Denkmalstürze, Umbenennungen oder Mythen mit ihrer ganzen Radikalität in großem Maße eine Folge der nationalsozialistischen Epoche. Dieser Schlüssel zum Verständnis der kulturellen Aneignung gerät in der Studie in den Hintergrund; die kulturelle Aneignung wird hier mehr aus der Geschichte der Volksrepublik verstanden. Aber ist die Zerstörung von Wappen deutscher Städte an der Hakenterasse nicht viel mehr Äußerung eines (wenn auch aggressiv auftretenden) unermesslichen Leidens, als für eine kulturelle Aneignung?

Die vorliegende Arbeit ist gut lesbar, was an ihrer Anschaulichkeit liegt. Der Verfasser stellt nicht nur vereinzelt Bezüge zum kollektiven Erinnern der Stadtbevölkerung her, sondern auch mehrfach zum Stadtbild. Ein Stadtplan und eine Konkordanz der Straßennamen dienen der besseren Orientierung, und die Lektüre des Buches weckt geradezu den Wunsch, nach Szczecin zu reisen, und den Spuren des Beschriebenen nachzugehen. Musekamps Untersuchung ist somit eine ideale Reiselektüre für den historisch Interessierten, und es gibt wohl keinen besseren Ort, diese Arbeit zu lesen, als Szczecin selbst.

Hans-Christian Dahlmann, Hamburg

Gerberstein i ego „Zapiski o Moskovii“ – Herberstein in njegovu „Moskovski zapiski“ [Herberstein und seine „Rerum Moscovitarum Commentarii“]. Otv. red. Ju. Rugel. Sankt-Peterburg: Aletejja, 2010. 205 S., zahlr. Abb. ISBN: 978-5-91419-338-3.

Der Herzogstuhl auf dem Zollfeld bei Maria Saal in Kärnten stellt zweifellos ein wichtiges Denkmal europäischer Rechtsgeschichte dar. Nicht minder aber ist er auch Symbol national aufgeladener deutsch-slowenischer Unstimmigkeiten seit dem 19. Jahrhundert. Er steht als greifbares Artefakt einer gesellschaftlich völlig anders als heute strukturierten Vergangenheit für vermeintlich eindeutig begründbare gegenwärtige Ansprüche. Davon ausgehend wird der Herzogstuhl immer wieder als Teil eines Diskurses instrumentalisiert, der mit Vorliebe politische Ideen des 19. Jahrhunderts in die Tiefe der Geschichte zurückprojiziert und ihnen damit eine gewisse Legitimation zu verschaffen sucht. Ähnliches gilt wohl auch für die Person Sigismund von Herbersteins.

Der vorliegende zweisprachige slowenisch-russische Band verspricht im Titel, sich den „Rerum Moscovitarum Commentarii“ des Sigismund von Herberstein zu widmen. Allein schon das Vorwort des stellvertretenden Parlamentsvorsitzenden der Republik Slowenien France Bučar lässt die nachfolgende politische Vereinnahmung dieser historischen Persönlichkeit erahnen. Bučar weist in einem fast gekränkt anmutenden Ton darauf hin, dass die Aufnahme Sloweniens in die Europäische Union mit Vorbehalten verbunden war, obwohl doch Europas Fundament auch von Slowenien mit gebaut worden sei (S. 12). Mit dieser Aussage hat Bučar natürlich nicht ganz Unrecht, aber aus dem Kontext v.a. des nachfolgenden Beitrages von Andrej Lenarčič, eines slowenischen Publizisten, ergibt sich ein anderer Eindruck. Auf über 100 Seiten – immerhin mehr als der Hälfte des Buches – breitet Lenarčič seine Meistererzählung zur Geschichte des slowenischen Volkes aus. Bučar verweist schon im Vorwort darauf, dass es sich dabei nicht um einen „langweiligen wissenschaftlichen Traktat“ handle, sondern um ein literarisches Essay, das für die wissenschaftliche Analyse bedeutende Impulse zu liefern vermöge. So wiederholt Lenarčič rund um den Herzogstuhl (vgl. S. 78) und – gegen Schluss seiner Darstellung – unter Einbeziehung der Familie Herberstein ein bekanntes Narrativ nationaler Selbstverortung. Persönlichkeiten der Geschichte – von Enea Silvio Piccolomini bis Thomas Jefferson – werden ebenso

wie historische Ereignisse ohne jedweden klaren, größer gefassten Kontext der Zeit bemüht und auf ihre angebliche Bedeutung für die slowenische Vergangenheit wie Gegenwart reduziert. Konsequenterweise rücken in der Folge auch die Karten mit der historischen Entwicklung Karantaniens (S. 90 ff) diesen Raum in die Mitte Europas. Dass in der Struktur dieser Erzählung Logik nur eine randlägige Rolle spielt, zeigt sich besonders am Beispiel der Bauernkriege und der Haltung der Familie Herberstein (S. 69). Treten deren Mitglieder in dieser Darstellung sonst als frühe Vertreter slowenischen Nationalbewusstseins auf und „wählt“ dabei das „Volk“ auf dem Fürstenstein seinen Fürsten, so wird im konkreten Fall erklärt, dass die Familie selbstverständlich für die bestehende, durch die Aufstände jedoch gefährdete Ordnung eintreten müssen.

Die nachfolgenden, allerdings wesentlich kürzeren Beiträge über das Wappen der Familie Herberstein (Jozko Šavli) und die Bedeutung Sigismund von Herbersteins als Historiker wie Diplomat (Anna Choroškevič) zeigen eine andere Qualität, zumal sie von ausgewiesenen Fachleuten verfasst worden sind; sie gehen allerdings im Kontext des Buches unter. Ihre Beiträge hätten eigentlich einen zentralen Platz einnehmen müssen, hier verkommen sie zu Unrecht zum ornamentalen Beiwerk politischer Suggestionen. Diese Konstellation ist wohl auch Ausdruck der schwierigen Situation, in der sich Wissenschaftler besonders in Russland befinden und die dazu führt, dass die Öffentlichkeit oftmals nur auf dem Weg über Kommerzialisierung und Politisierung der eigenen Arbeit erreicht werden kann.

Die „zahlreichen“ Illustrationen, die in der abschließenden viersprachigen Zusammenfassung (slowenisch, russisch, deutsch und englisch) lobend hervorgehoben werden, besitzen vielfach nur einen äußerst lockeren Bezug zu Herberstein. Obwohl im Impressum auf das Copyright des Staatlichen Archivs der Russländischen Föderation hingewiesen wird, besitzt keine einzige Abbildung einen Quellenverweis. Auch fehlen andere wichtige Angaben etwa bei den abgedruckten historischen Karten, so dass diese weithin ihren Informationsgehalt zugun-

ten Platz füllender, oftmals schwer lesbarer Illustrationen einbüßen.

Letztlich ist das vorliegende Buch weniger ein Beitrag zur Historiographie, zum zeitlichen Kontext und zur Bedeutung Sigismund von Herbersteins denn ein Paradebeispiel seiner selektiv instrumentalisierten politischen Vereinnahmung, einer einseitig präsentierten Vergangenheit, deren Ziel in der Konstruktion nationaler Identität mit Hilfe ebenso zurechtgebastelter historischer Legitimation besteht.

Kurt Scharr, Innsbruck

CHRISTIANE BRENNER: „Zwischen Ost und West“. Tschechische politische Diskurse 1945–1948. München: Oldenbourg, 2009. VII, 554 S. = Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, 118. ISBN: 978-3-486-59149-1.

Diskurse tragen dazu bei, Wirklichkeit zu konstituieren. Diese von der Autorin vertretene These, die zugleich ihrer Untersuchung den methodischen Rahmen verleiht, ist mittlerweile so etabliert, wie sie lange Zeit umstritten war. Mit ihrer Arbeit zu den knapp drei Jahren zwischen Kriegsende und dem „kommunistischen Putsch“ 1948 in der Tschechoslowakischen Republik ist es der Verfasserin gelungen, der Anwendbarkeit der historischen Diskursanalyse selbst einen eindrucksvollen Beweis hinzuzufügen. Dabei geht sie mit den Verfahren der kritischen Diskursanalyse (inspiriert von Siegfried Jäger und Achim Landwehr) der Frage nach, welche Sprechweisen, Argumentationsformen, Topoi und Konnotationen semantischer Schlüsselkonzepte die Auseinandersetzungen der tschechischen politischen Elite(n) der unmittelbaren Nachkriegszeit geprägt und damit die weitere politische Entwicklung bestimmt haben. Wie konnte sich nach einer politisch differenzierten, demokratisch verfassten Ersten Republik so schnell ein 40-jähriges kommunistisch regiertes Einheitssystem formen lassen? Mithilfe einer an Texten und ihren Erzeugungs- und Perzeptionsregeln orientierten Analyse wird der Versuch unternommen, den Prozess der Aushandlung der politischen und sozialen Zukunft einer Gesellschaft und Nation nachzuvollziehen, die vom Scheitern der Ersten Republik, der Okkupation durch die Deutschen und dem als

Verrat empfundenen Münchner Abkommen 1938 stark geprägt war. Dass dabei die weithin als geradlinig angenommene, von der Sichtweise der Kommunisten dominierte Entwicklung hin zu deren endgültiger Machtübernahme auf den Prüfstand gestellt werden musste, versteht sich fast von selbst. Überraschend ist dennoch der klare Befund einer alles andere als einseitigen, von mehreren politischen Lagern geführten Debatte um die Deutung der nationalen Vergangenheit einschließlich ihrer „Niederlagen“ sowie der Zukunftsvisionen, die in dieser Übergangszeit durchaus noch nicht in einem Maße festgelegt waren, wie vielfach angenommen wird. Der Diskurs um die Position der Tschechoslowakei nach dem Zweiten Krieg zwischen den Alliierten und damit sowohl politisch als auch geografisch zwischen Ost und West, hatte gleichwohl seine Grenzen: Akteure wie Themen waren weitgehend festgelegt, Sprechweisen „eingeübt“, herrschende Deutungen wurden übernommen, Kritik nur in engen Grenzen zugelassen. Insofern stimmt das Bild mit gängigen Vorannahmen überein. Dennoch kann die Autorin an fünf ausgewählten, für die politischen Debatten maßgeblichen Themenbereichen zeigen, dass diese Grenzen zwar vorhanden waren und den politischen Diskurs zu einem scheinbar homogenen machten; gerade diese Grenzen erzwangen jedoch auch Ausweichschauplätze, semantische Ausdifferenzierungen und alternative Sprechweisen, die sozusagen ‚hintenherum‘ doch eine gewisse Vielfalt und Vieldeutigkeit zuließen. Für die Analysen wurden hauptsächlich ca. 40 Tages- und Wochenzeitungen ausgewertet, die das Meinungsspektrum abdecken. Das Phänomen „Volksdemokratie“, um dessen inhaltliche Ausdeutung es allen Akteuren gleichermaßen ging, wird im ersten Kapitel anhand der historischen Deutung der Ersten Republik und des Krieges analysiert. Dabei zeigt sich, dass alle Lager – von den Kommunisten bis hin zur katholischen Volkspartei – darum bemüht waren, mithilfe historischer Argumente den Bruch als legitimierbare Kontinuität darzustellen. Die Einheit der tschechischen Nation wurde unter verschiedenen Vorzeichen (Demokratie oder Kommunismus) zum Garanten für eine gelingende Zukunft stilisiert. Im zweiten Kapitel wird gezeigt, wie sowohl der Diskurs um die

jüngste Geschichte als auch die Visionen für die zukünftige tschechische Position in Europa von den Erfahrungen mit den Deutschen geprägt waren. Dem neu zu formenden „Wir“ konnte mit den als existenziell bedrohlich erlebten Nachbarn ein Gegner entgegengesetzt werden, der diskursive Vorgänge der Inklusion und Exklusion ermöglichte wie auch prägte. Das zeigte sich nicht nur in der Deutung der Vertreibungen als notwendige „Reinigung“, sondern unter anderen Vorzeichen beispielsweise auch in den Debatten um die neu zu besiedelnden Grenzgebiete. Um diese geht es im dritten Kapitel, dessen Analysen eine zunehmend kritische Haltung zu Remigranten nachweisen, während tschechische Altsiedler immer mehr als die „guten“ Tschechen gegen sie ausgespielt wurden. Auch hier zeigt sich ein „Nebenschauplatz“ als geeignet, um den Ängsten einer nationalen Mehrheit Ausdruck zu verleihen. Mit ebenso beeindruckender Materialfülle widmet sich das vierte Kapitel dem titelgebenden Thema der Arbeit, also der diskursiven Aushandlung der Positionierung der Tschechoslowakei zwischen Ost und West. Versuchten sich die einen in einer neuen Spielart des Panlawismus, sahen andere die tschechische Nation als synthetisierendes Bindeglied zwischen der Sowjetunion und dem Westen. Die neue sowjetische Gesellschaft wurde fast durchweg positiv bewertet, das zeigen u.a. zahlreiche Reiseberichte. Die Akzeptanz des „großen Bruders“ als einzige Orientierungsleitlinie verstand sich 1945 jedoch noch lange nicht von selbst. Das zeigen die durchaus kontrovers geführten Debatten um die Autonomie der Kunst ebenso wie der Umgang mit dem Marshallplan, der ursprünglich ganz Europa zugute kommen sollte. „Kontrovers“ meint freilich nicht, darauf weist die Autorin zurecht immer wieder hin, dass tatsächlich offen gestritten wurde, dass gegensätzliche Positionen ohne Weiteres öffentlich artikuliert werden konnten. Kontroversen mussten den Diskursregeln entsprechend subtil ausgetragen werden; es kam zu so interessanten Phänomenen wie Diskursimitationen oder auch Diskursanleihen (z.B. aus der westlichen Presse, um die eigene Kritik zu legitimieren), die auch diskurstheoretisch bisher weitgehend unbeachtet geblieben sind. Auch hier zeigt die Arbeit interessante Perspektiven

auf. Im abschließenden fünften Kapitel schließlich wird der Frage Raum gegeben, wie die neu zu organisierende Machtverteilung aussehen sollte, wie sich die Parteien, das Parlament, das Volk, Gewerkschaften usw. im neuen System zu positionieren hätten. Dass Beneš schließlich nur die Wahl hatte, eine Volksdemokratie unter kommunistischen Vorzeichen einzuführen oder auf seine Machtbeteiligung ganz zu verzichten, lässt sich ebenfalls anschaulich als Ergebnis diskursiver Verengungen und Grenzziehungen verstehen.

Christiane Brenner wirft mit ihrem Buch zahlreiche neue Lichter auf die diskursiven Prozesse einer zwischen Neubeginn und Fortführung schwankenden Nation, ihr material- und deutungsreiches Werk, das hier nur schlaglichthaft vorgestellt werden konnte, bietet sicher nicht nur Historikern Anregung, sondern kann gleichermaßen als Brücke zu Forschungsfragen der linguistischen oder kulturwissenschaftlichen Diskursanalyse gelesen werden. Und schließlich wird auch jeder interessierte Laie aus der sehr gut lesbaren Lektüre neue Erkenntnisse darüber gewinnen können, wie es der kommunistischen Machtelite nach 1945 gelingen konnte, trotz eines moralisch fundierten und demokratisch gesinnten Gegendiskurses ihre Positionen fast widerstandslos durchzusetzen. Ein Personenregister und ein sorgfältig editiertes kommentiertes Personenverzeichnis runden das Werk ab.

Claudia Woldt, Dresden

INGRID KÄSTNER / MARINA SOROKINA: Homöopathie im postrevolutionären Russland und der UdSSR. Nach Dokumenten aus dem Archiv des russischen Homöopathen N. E. Gabrilovič (1865–1941). Essen: KVC Verlag, 2010. XVI, 328 S. = edition forschung. ISBN: 978-3-86864-000-7.

Nikolaj Evgen'evič Gabrilovič war Augenarzt und zugleich überzeugter Homöopath. Sein Archiv, das über viele Jahrzehnte in der Familie aufbewahrt worden war, wurde 1990 dem staatlichen Archivfonds Russlands übergeben. Die vorliegende Publikation wertet die Materialien dieses Aktenbestandes aus. Auf der Buchrückseite heißt es dementsprechend: „Aus diesem umfangreichen Fundus legen sie (die Herausge-

berinnen – P.H.) eine kommentierte Auswahl wichtiger Dokumente vor, welche die historische Entwicklung der Homöopathie im russischen Zarenreich und in der Sowjetunion belegen.“

Im größeren Zusammenhang hat über die Entwicklung der Homöopathie in Russland im 19. Jahrhundert schon früher eine der Autorinnen in einem umfangreichen Aufsatz informiert, der zusätzliche Hintergrundinformationen bietet (M. Ju. Sorokina: Gegner und Mäzene. Aus der Geschichte der Moskauer Homöopathie im 19. und 20. Jahrhundert, in: Ingrid Kästner, Regine Pfrepper (Hrsg.): Deutsche im Zarenreich und Russen in Deutschland: Naturforscher, Gelehrte, Ärzte und Wissenschaftler im 18. und 19. Jahrhundert. Aachen 2005, S. 185 ff). Von Deutschland aus hatte sich die Homöopathie als eine spezielle medizinische Disziplin seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch in Russland ausgebreitet, seit 1868 gab es die St. Petersburger Homöopathische Gesellschaft. Im Nachlass von Nikolaj Evgen'evič Gabrilovič, seit 1894 Mitglied und später Vorsitzender dieser Gesellschaft, haben sich die Protokolle der Sitzungen vollständig erhalten.

Unabhängig von der medizinischen Problematik, die hier nicht zu erörtern ist, bietet die vorgelegte Publikation verschiedene allgemeine Einsichten in die Geschichte Russlands, die teilweise gängigen Vorstellungen zu widersprechen scheinen. So wurde schon bald nach der Februarrevolution das „Homöopathische Krankenhaus zum Andenken an Aleksandr II.“ in St. Petersburg beschlagnahmt und enteignet (S. 13); bei der Verstaatlichung der Apotheken nach der Oktoberrevolution im Frühjahr 1918 wurden die homöopathischen Apotheken nicht erfasst (S. 16).

In den Wirren der Revolutionszeit hatten die homöopathischen Gesellschaften in Russland ihre Tätigkeit eingestellt. Schon 1918 gab es Diskussionen auf Regierungsebene über den Charakter der Homöopathie, nach denen letztlich die weitere Arbeit homöopathischer Ärzte toleriert wurde. Seit 1923 organisierten sich die homöopathischen Ärzte in Russland wieder in eigenen Organisationen, in denen Gabrilovič führende Funktionen übernahm. Das erste Kapitel gibt einen Überblick über die Entwicklung

der Homöopathie in Russland vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis in die Mitte der zwanziger Jahre unter besonderer Berücksichtigung der Rolle N. E. Gabrilovičs. Für die dreißiger und vierziger Jahre des 20. Jahrhunderts wird keine zusammenfassende Darstellung geboten; es werden verschiedene Dokumente aus dem Archiv Gabrilovičs veröffentlicht: Reden und Aufsätze zu verschiedenen übergreifenden Themen sowie Briefe von und an Gabrilovič.

Die ungewöhnliche Gestaltung des Buches ist zumindest erwähnenswert: Die Darlegungen werden zuerst in deutscher Sprache gebracht, anschließend in russischer Fassung (wobei häufig das Russische die Vorlage zu sein scheint). Dementsprechend gibt es zwei Inhaltsverzeichnisse, erst ein deutsches, dann ein russisches mit unterschiedlichen Seitenangaben. Der als Kapitel 3 veröffentlichte Briefwechsel mit russischen Korrespondenzpartnern wird erst in deutscher Übersetzung, dann im russischen Original gebracht, Kapitel 4 ist überschrieben: „Briefwechsel mit ausländischen Korrespondenzpartnern: sowjetische Homöopathen und die Liga Medicorum Homeopathica internationalis“. In diesem Teil werden die Briefe nur in der Originalfassung (französisch, deutsch und englisch) ohne Übersetzung veröffentlicht.

Peter Hoffmann, Nassenheide

ILYA ZEMTSOV / JOHN FARRAR: Gorbachev. The Man and the System. New Brunswick, NJ, London: Transaction Publishers, 2008. XVII, 462 S., Tab. ISBN: 978-1-4128-0717-3.

Das Buch ist ein Resultat interdisziplinärer Forschung. Den Soziologen Zemtsov interessieren insbesondere Funktionsweisen persönlicher Netzwerke, anhand derer er Michail Gorbachevs Aufstieg zur Macht und seine politischen Aktivitäten ergründen will. Der Fokus des US-Militär- und Abrüstungsexperten Farrar liegt auf der internationalen Politik. Für ihn stehen Motivationen und Glaubwürdigkeit sowjetischer Rüstungskontroll- und Abrüstungsinitiativen im Mittelpunkt. Hinter diesen Leitthemen verbergen sich die alten Fragen nach den letzten Zielen, der Kohärenz und den möglichen Wandlungen der Politik Gorbachevs. Beide Autoren urteilen kritisch sowohl über die Reformbereitschaft

des Generalsekretärs als auch über die Tragweite seines internationalen „Neuen Denkens“. Ihre Argumente beziehen sie indes nur aus der Politik bis zum Sommer 1987: Bei dem Buch handelt es sich um einen Reprint der 1989 erschienenen Ausgabe.

Der Verlag lässt den Leser mit der Frage, warum diese zeitgenössische Bestandsaufnahme knapp 20 Jahre später noch einmal aufgelegt wurde, allein. Die Quellenlage zur Ära Gorbachev hat sich seit 1989 wesentlich verbessert. Der Forschungsstand zu nationalen und internationalen Aspekten der sowjetischen Geschichte der 1980er Jahre ist mit dem von 1987 nicht mehr vergleichbar. Einige Bilanzen und Spekulationen der Autoren haben sich längst als überholt oder als unhaltbar herausgestellt. Ein Beispiel ist die sowjetische Afghanistanpolitik. Das tiefe Misstrauen der Autoren gegen Moskauer Ansagen wurde durch den sowjetischen Abzug ab Mai 1988 widerlegt (S. 255–256). Daneben ist Gorbachev dem von den beiden Autoren vergleichsweise positiv gezeichneten chinesischen Modell nicht gefolgt. Die Ereignisse des Jahres 1989 in China und in Osteuropa zeigten, auf welchem dünnem Eis sich zeitgenössische Beobachter mit kernigen Voraussagen, die nicht mehr als eine bloße Fortschreibung traditioneller Deutungsmuster waren, in diesen dynamischen Umbruchjahren bewegten (S. 357–358, 366–367).

Aus der neuerlichen Lektüre vergangener Außenansichten der sowjetischen Politik lässt sich dann ein Gewinn ziehen, wenn man das Buch als Quelle versteht. Einerseits als Quelle für die Geschichte der westlichen *Soviet Studies* in den späten 1980er Jahren, und andererseits als Zeugnis für die allgemeine westliche Rezeption von Glasnost' und Perestrojka. Mit diesem Verständnis führt das Buch noch einmal nachdrücklich vor Augen, dass im Westen nicht nur unversöhnliche Falken die sowjetische Gesamtpolitik ab 1985 zunächst als ambivalent wahrnehmen konnten. Zugleich zeigt sich in dem Werk jedoch ein enormes Ausmaß von Misstrauen gegenüber allen Initiativen und Verlautbarungen der neuen Kreml-Führung, das offenbar große Teile von Wissenschaft und Politik gerade der westlichen Supermacht beherrschte. Aus dieser Grundhaltung heraus forderten die

Autoren – stellvertretend für zahlreiche Beobachter und Entscheidungsträger – immer wieder neue Beweise für einen fundamentalen Gesinnungswandel des sowjetischen Gegenübers, ohne sich selbst substantiell zu bewegen. Ihr Denken blieb dem Nullsummenspiel des Kalten Kriegs verhaftet. Ihre Zwischenbilanz versäumte, neben möglichen Risiken auch Chancen der neuen Kreml-Politik wahrzunehmen. Derartige westliche Positionen waren bereits 1987 nicht mehr alternativlos: Zu denken ist hier etwa an Genschers Plädoyer vor dem World Economic Forum in Davos Anfang Februar 1987, in dem er vehement forderte, Gorbachevs Angebote ernst nehmen. Von einer derartig positiven Einschätzung sind die beiden Autoren weit entfernt. Ihr Buch unterstreicht erneut, dass sich der Zerfall der UdSSR ohne angemessene Berücksichtigung der außenpolitischen Komponenten nicht vollständig erklären lässt.

Andreas Hilger, Hamburg

JOACHIM VON PUTTKAMER: Ostmitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert. München: Oldenbourg, 2010. 353 S., 4 Ktn. = Oldenbourg Grundriss der Geschichte, 38. ISBN: 978-3-486-58169-0.

Das Buch besteht, so wie andere Werke der Reihe, aus drei Teilen: einer geschichtlich-politischen „Einführung“, den historiographischen „Grundproblemen und Tendenzen der Forschung“ und schließlich den Verzeichnissen von „Quellen und Literatur“. Den Abschluss bilden eine Zeittafel, Karten und unterschiedliche Register. Es ist als Hilfsmittel für den nacharbeitenden Historiker (Studenten, Lehrer) gedacht, das ihn unmittelbar an die Forschungsproblematik heranführen sollte. Somit spiegelt das Buch den heutigen Forschungsstand und gegenwärtige Forschungsinteressen wider, weist aber gleichzeitig auf interpretative Unterschiede und Lücken hin. Da das Werk ein Vorwissen voraussetzt, eignet es sich nicht für einen ersten thematischen Einstieg.

Es ist eine gut lesbare Darstellung des historischen Geschehens geworden, die gleichzeitig eine Summe des heutigen Forschungsstandes liefert. Somit kann man hier sowohl über die Problematik von Konfessionalisierung, Elitenwandel, Frauenemanzipation, Erinnerungskultu-

ren wie auch der Transformation nachlesen. Der Verfasser geht auf die Vermischung der gesellschaftlichen, konfessionellen, wirtschaftlichen, ethnischen und nationalen Dimension ein, die für die Entwicklungen in dieser Region bis heute charakteristisch ist und die Unterscheidung zwischen Ursachen und Folgen des Öfteren erschwert.

Das Buch ist epochenübergreifend konzipiert; es fängt bei den wissenschaftlichen Erträgen der Forschung zur Frühen Neuzeit an und verfolgt diesen „roten Faden“ bis in unser Jahrhundert hinein. Das Werk zeugt von einer schier unglaublichen Belesenheit, die über zehn Jahre zur Niederschrift notwendig machte. Schon ein Blick in das Literaturverzeichnis macht klar, dass der Autor neben deutschen und englischen Werken großflächig die vorhandene Literatur in Polnisch, Tschechisch, Slowakisch und Ungarisch, punktuell auch in anderen Sprachen ausgewertet hat. Schon diese Sprachspezifik weist darauf hin, dass der Verfasser die vorgestellte ostmitteleuropäische Großregion im 19. Jahrhundert mit dem Gebiet des Habsburger-Reichs und dem geteilten Polen gleichsetzt und nach dem Zerfall dieser Ordnung die neuentstandenen nationalen Nachfolgestaaten und später die Volksdemokratien darunter begreift. Die heutigen Kernländer der so verstandenen Region bilden Ungarn, Tschechien, die Slowakei und Polen – Rumänien und Bulgarien gehören dagegen eigentlich nicht hinzu. Dabei wertet der Verfasser sowohl die nationalstaatliche Ordnung der Zwischenkriegszeit als auch die Volksdemokratien auf, indem er zwar auf deren Defizite hinweist, sie aber als einen Rahmen für infrastrukturelle und gesellschaftliche Modernisierung durchaus würdigt.

Die Wurzel dieses großregionalen Verständnisses ist sehr aktuell. Obwohl es ein paar ideologische Vorreiter auch schon früher gab, ist Ostmitteleuropa eigentlich erst im Sog der Globalisierung entstanden, die die Regionen näher aneinander rückte, die Wahrnehmung von Ähnlichkeiten und Unterschieden geschärft hat und nach solchen Großregionen überhaupt erst fragen ließ. So ist Ostmitteleuropa im Gegensatz zu älteren Perzeptionen keine Zwischenregion mehr, wo sich groß- und kleindeutsche sowie russländische Einflüsse begegneten und mitein-

ander konkurrierten, sondern eine eigenständige Größe, deren politische Existenz allerdings durch Einwirkungen von außen entscheidend mit beeinflusst wurde. Der Verfasser bespricht sehr umfangreich die ökonomischen Voraussetzungen und Entwicklungsfaktoren, die für die Entwicklung dieser Region von großer Bedeutung waren und weiterhin sind.

Es sollte keine Darstellung von additiven Parallelgeschichten werden, sondern laut Vorwort „eine Zusammenschau unterschiedlicher Entwicklungen und gemeinsamer historischen Wurzeln der Region“. Dieser Vorsatz ist m. E. in den historisch-politischen Teilen nicht ganz aufgegangen, da man die Differenzen innerhalb der Region gebührend herausarbeiten müsste. Dafür wird der Leser in den Passagen entschädigt, in denen es um gesellschaftliche Besonderheiten der Region geht. Dort wird beispielsweise die ausgeprägte Ständestaatlichkeit akzentuiert und der Wandel von den ständischen zu den nationalen Gesellschaften sehr anschaulich behandelt. Die Rolle der Eliten, Veränderungen in deren Zusammensetzung und Selbstverständnis wurden dabei überzeugend herausgearbeitet, das Stadt-Land-Gefälle ist gebührend berücksichtigt und kontrastiert. Nur ist dabei leider der spezifisch ostmitteleuropäische (Kommunal)Liberalismus gänzlich auf der Strecke geblieben, da der Verfasser diese spezielle städtische Erscheinung allein als bürokratische Durchdringung und Ausbau des Behördenapparats interpretiert. Besonders gut gelungen ist die Berücksichtigung sowohl des historischen Geschehens als auch der treibenden Wunschbilder und Visionen, die aus einem konkreten Kontext erwachsen und sich dann bedrohlich verselbständigten, beispielsweise das Ideal der „Nation“, aber auch diejenigen von „Demokratie“ oder „Emanzipation“.

Hanna Kozińska-Witt, Rostock

ANDRZEJ CHWALBA: Kurze Geschichte der Dritten Republik Polen 1989 bis 2005. Aus dem Polnischen übersetzt von Andreas R. Hofmann. Wiesbaden: Harrassowitz, 2010. 208 S., Graph. = Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts, 26. ISBN: 978-3-447-05925-1.

Der Originaltitel von Andrzej Chwalbas „Kurzer Geschichte der Dritten Republik Polen“ weist dieses Buch treffend als „Sonderbericht“ aus, da der Autor, wie er einleitend erläutert, mit seinem Werk keine wissenschaftliche Monographie vorlegen möchte, sondern einen historischen Essay, in dem Bilanz über fünfzehn Jahre polnischer Geschichte gezogen werden soll. Neben einer Skizze des historischen Übergangs von der Volks- zur sogenannten Dritten Republik liefert Chwalba in vier Kapiteln eine faktenreiche Darstellung der Transformationen, die Polen in den Bereichen Politik, Wirtschaft, Kultur und Gesellschaft sowie schließlich in den Außenbeziehungen seit 1989 durchlaufen hat. Hinzu kommt eine knappe bilanzierende Zusammenfassung sowie ein Nachwort, in dem der Autor kurz auf die Ereignisse der Jahre 2005–2007 eingeht.

Die Bandbreite der von Chwalba behandelten Themen reicht von der Herausbildung der politischen Institutionen der Dritten Republik über die Entwicklung von Polens Infrastruktur bis zu Veränderungen von Familienstrukturen und Geschlechterrollen. Hier liegt auch ein Schwachpunkt dieses Buchs: Auch wenn der Autor sein Buch nicht als Beitrag zu einer wissenschaftlichen Debatte verstanden wissen möchte, hätte man sich doch einen etwas stärker analytischen Zugang gewünscht, der die dargebotene Materialfülle strukturiert und es dem Autor erlaubt, an der präsentierten Ereignisgeschichte und den skizzierten Strukturveränderungen breitere Entwicklungslinien herauszuarbeiten oder eine Forschungsthese zu entwickeln. Auch das knappe Nachwort, in dem Chwalba eine insgesamt positive Bilanz zieht, schafft hier keine Abhilfe, sondern wirft eher noch die Frage nach den vom Autor in Anschlag gebrachten Bewertungskriterien auf.

Andererseits besticht die Darstellung durch ihre Ausgewogenheit: Chwalba scheut klare Urteile nicht, beispielsweise wenn er die ökonomischen Interessen der ehemaligen Nomenklatur im Übergangsprozess zur Marktwirtschaft oder die Klientelpolitik des postkommunistischen SLD benennt. Dabei stellt er sich aber auf keine Seite des polarisierten politischen Diskurses in Polen, sondern zeigt vielmehr, dass der SLD und seine kurzlebigen Gegenspieler der Wahl-

aktion „Solidarność“ (AWS) „Geschöpfe derselben politischen Kultur und Tradition“ waren (S. 46).

Auch zieht Chwalba immer wieder internationale Vergleiche und zeigt so, dass manches, was auf den ersten Blick als spezifisch polnisches Problem erscheinen mag – wie das Fehlen von Volksparteien –, auch als nur nationaler Ausdruck eines internationalen Entwicklungstrends gesehen werden kann. Erfrischend ist schließlich, wie der Autor bestimmte Beobachtungen ins Positive zu wenden weiß: Die negative Meinung vieler Polen über ihre gesetzgebenden Institutionen etwa möchte Chwalba nicht als Ausdruck von Demokratieskepsis, sondern vielmehr eines staatsbürgerlichen Bewusstseins verstanden wissen, das ein berechtigtes Interesse an der Aufklärung von Unregelmäßigkeiten im legislativen Prozess hervorruft.

Auch polenkundige Leserinnen und Leser dürften in diesem Buch noch auf unbekannte Aspekte der postkommunistischen Wirklichkeit Polens stoßen. Hierzu gehört etwa das eindrucksvoll geschilderte Problem der drohenden Überalterung der polnischen Gesellschaft, das sowohl in den innenpolitischen Debatten als auch in der internationalen Wahrnehmung dieses im Vergleich noch recht jungen Landes eine eher untergeordnete Rolle einnimmt. Für alle anderen stellt diese populärwissenschaftliche Geschichte der Dritten Republik eine konzise und dennoch materialreiche, von Andreas R. Hofmann in ein gut lesbares und flüssiges Deutsch übertragene Einleitung in eineinhalb bewegte Jahrzehnte polnischer Zeitgeschichte dar.

Robert Brier, Warschau

ĚDUARD A. ŠEVARDNADZE: *Kogda ručnul železnyj zanaves. Vstreči i vospominanija* [Als der Eisener Vorhang einstürzte. Begegnungen und Erinnerungen]. Moskva: Izdat. Evropa, 2009. 426 S., 67 Abb. ISBN: 978-5-9739-0188-2.

Schewardnadse war von 1985 bis 1990 – also in den entscheidenden Jahren des Umbruchs – Außenminister der UdSSR. Im Unterschied zu seinem Vorgänger Gromyko, der bei seinem Rücktritt mit seinem Stellvertreter Kornijenko als Nachfolger gerechnet hatte, kam er nicht aus

der Diplomatie. Gorbatschow wollte die Außenpolitik keinem Professionellen, sondern einem politischen Freund anvertrauen, der in seinem Sinne dachte und handelte. Schewardnadse ist durch seine darauf beruhende Mitwirkung an der Umgestaltung der Sowjetunion (Perestrojka) und der damit verknüpften Beendigung des Kalten Krieges zu einem maßgeblichen Akteur der weltgeschichtlichen Wende geworden, die in der Emanzipation der sowjetischen Gefolgschaftsstaaten von ihrer Hegemonialmacht, in der Wiedervereinigung Deutschlands und der Auflösung der UdSSR ihren Höhe- und Endpunkt erreichte. Im Zuge dieser Entwicklung verschlechterte sich Ende der achtziger Jahre das Verhältnis zu Gorbatschow. Der Generalsekretär der KPdSU, der sich immer wieder neuen Situationen und unerwarteten Problemen gegenüberübersah, enttäuschte seine Freunde und Parteigänger, darunter auch Schewardnadse, zunehmend dadurch, dass er seine politischen und wirtschaftlichen Innovationen mit partiellem Festhalten an Strukturen und Personen der Vergangenheit verband. Der Außenminister sah sich immer mehr politisch allein gelassen und entschloss sich daraufhin im Dezember 1990 zum Rücktritt.

Es sollte noch mehr als ein halbes Jahr dauern, bis Gorbatschow erkennen musste, dass ihm das Bemühen, die Gegner seiner Reformpolitik durch sachliche und personelle Konzessionen zufriedenzustellen, den Verlust seiner Freunde und Anhänger eingebracht hatte, ohne ihm bei seinen Widersachern Akzeptanz zu verschaffen. Zum Schluss stand er allein da. Zwar blieb den Putschisten der Triumph versagt, doch war Jelzin, den er 1987 entmachtete hatte, inzwischen zum Führer der russischen Teilrepublik geworden und sorgte von dieser Position aus dafür, dass der sowjetische Gesamtstaat und die kommunistische Partei als Klammer des republikanübergreifenden Zusammenhalts – und damit Gorbatschow, der an beider Spitze stand – ausgeschaltet wurden. Die UdSSR brach auseinander. Dadurch wurde auch Georgien, die Heimat Schewardnadses, unabhängig. Der Wegfall der Zentrale ließ dort Durcheinander und Chaos entstehen. 1992 entschloss sich Schewardnadse zur Rückkehr, um in dem Land, das er vor dem Ruf aus Moskau geleitet hatte,

die Verhältnisse zu konsolidieren. Er bekam die Probleme, wie er betont, in den Griff und machte Georgien zum respektierten Glied der internationalen Gemeinschaft. Dennoch zog er sich erneut Feindschaft zu, diesmal bei Nationalisten, in deren Augen sein Kurs gegenüber dem Ausland allzu gemäßigt war. Wieder sah er sich zum Rücktritt veranlasst.

Alle diese Vorgänge und Entwicklungen stellt Schewardnadse nicht in chronologischer Abfolge, sondern episodenhaft dar. Dabei liegt der Akzent auf seinen persönlichen Wahrnehmungen. Diese Memoiren geben daher guten Einblick in das Denken und Fühlen dieses bedeutenden Politikers der sowjetischen Spätzeit, der nicht zuletzt auch einen sehr wichtigen Beitrag zum Zustandekommen der deutschen Einheit geleistet hat. Wer sich über die Haltung, die Dispositionen und die Rolle Schewardnadses während der Abkehr vom Kalten Krieg informieren möchte, wird das Buch mit großem Gewinn lesen.

Gerhard Wettig, Kommen

OLGA KURILO: Die Lebenswelt der Russlanddeutschen in den Zeiten des Umbruchs (1917–1991). Ein Beitrag zur kulturellen Mobilität und zum Identitätswandel. Essen: Klartext, 2010. 437 S., 24 Abb., Graph. = Migration in Geschichte und Gegenwart, 5. ISBN: 978-3-8375-0243-5.

In ihrer 2008 als Habilitationsschrift an der Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder angenommenen historisch-anthropologischen Forschungsarbeit beschäftigt sich Olga Kurilo mit der kulturellen Mobilität und dem Identitätswandel der Russlanddeutschen im 20. Jahrhundert. Kulturelle Mobilität versteht sie als Anpassung von Einzelnen, Gruppen oder einer gesamten Kultur an eine fremde Kultur bzw. als Bereitschaft zur Übernahme fremder Kulturelemente in die eigene Kultur und die damit verbundene Entstehung einer neuen Kulturmischung oder Hybridisierung der Ausgangskultur. Sie sucht nachzuweisen, dass die kulturelle Beweglichkeit nicht zuletzt zum Identitätswandel, zu Veränderungen im Blick auf die Sprache, den Glauben oder andere kulturbedingte

Einstellungen beiträgt. Kurilo untersucht die Formen kultureller Mobilität und den Einfluss von Politik und Ideologie auf die russlanddeutsche Lebenswelt an drei markanten Schnittstellen: der Zeit nach der Oktoberrevolution, während des Zweiten Weltkriegs und nach der Perestrojka. Die Untersuchung basiert auf der Auswertung von Erinnerungsliteratur, narrativer Literatur, historischen Dokumentensammlungen sowie Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen. Ein Orts-, Personen- und Sachregister erleichtert das schnelle Aufsuchen einzelner Topoi.

Die Revolutionszeit von 1917 bis zur Stabilisierung der Sowjetmacht in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre war durch neue gesellschaftliche Experimente geprägt, die traditionelle Strukturen zerstörten und neue Entwicklungen einleiteten. Je nach gesellschaftlichem Stand oder Status wurden diese Maßnahmen begrüßt oder abgelehnt. Viele Russlanddeutsche versuchten zu emigrieren und zu fliehen, andere beteiligten sich an den ersten „sowjetischen Transformationsmaßnahmen“ (S. 129). Kennzeichnend für diese Jahre sind eine erhöhte Mobilität mit Blick auf den Wohnort sowie eine stärkere soziale Mobilität als in früheren Jahren. Die anfängliche Nationalitätenpolitik der Sowjetmacht ermöglichte den Aufbau der Deutschen Autonomen Wolgarepublik und ließ deutsche Schulen, Presse und Literatur wieder aufleben. Kontakte zu reichsdeutschen kommunistischen Pionieren und Sympathisanten stärkten die deutsche Identität, während die Anpassung an die neuen Verhältnisse eine „sowjetische Identität“ (S. 130) begünstigten.

Die Zeit des Zweiten Weltkriegs prägten vor allem die Zwangsdeportationen, von denen etwa zwei Drittel aller Russlanddeutschen betroffen waren, und der Kampf ums nackte Überleben. Die Zerstörung bisheriger Sozialstrukturen (Dorfgemeinschaft, Familie) und das Feindbild als Deutsche unterbrachen die Weitergabe kultureller Tradition und trugen zum Verlust deutscher Identität bei, indem die deutschen Wurzeln verschwiegen und Assimilationen an das russische Umfeld vollzogen wurden. Während des Krieges konnte deutsches Kulturleben nur im Verborgenen, im privaten Raum und in begrenzten Milieus gelebt werden.

Die Perestrojka ermöglichte es, sich wieder öffentlich und angstfrei zu deutscher Herkunft und Identität zu bekennen und für Rehabilitationsmaßnahmen einzutreten. Angehörige der älteren Generation plädierten für eine Rückkehr zu nationalen Traditionen (Festkultur, Religion, Sprache) und setzten sich z.T. für die Wiedererrichtung der Autonomen Wolgarepublik ein. Angehörige der mittleren Generation, die in der russischen Kultur und Sprache stärker beheimatet sind, ziehen es vor, „bikulturell“ (S. 207) zu bleiben. Russlanddeutsche Differenzen um die zu errichtende Wolgarepublik, deren zunehmende Ablehnung seitens der russischen Bevölkerung und die Verschlechterung der Lebensverhältnisse favorisierten die Auswanderung nach Deutschland als ultima ratio.

Russlanddeutsche Kultur kann von Anfang an als eine Hybridkultur verstanden werden, die „deutsch-deutsche, deutsch-russische, deutsch-sowjetische und deutsch-nicht-russische Mischungen und Interferenzen von Kulturelementen“ (S. 284) umfasst. Die Entwurzelung Russlanddeutscher in der Sowjetzeit, insbesondere im Zweiten Weltkrieg, beschleunigte diese Hybridisierung, die das Charakteristikum ihrer Identität ausmacht. Der Identitätswandel der Russlanddeutschen weist ein Gefälle auf, das vom Verlust deutscher Kulturelemente hin zur Aufnahme russischer kultureller Merkmale in der Sprache, in den Vorstellungen von Heimat oder in der Selbstwahrnehmung geprägt ist. Dieser Identitätswandel lässt sich stets als Reaktion auf die veränderten politischen und kulturellen Voraussetzungen beschreiben. Die beispielhafte Anpassungsfähigkeit der Russlanddeutschen, das Ergebnis ihrer kulturellen Mobilität, führte letzten Endes zur Ausformung einer transnationalen Identität, die die Zugehörigkeit zu zwei Kulturkreisen für sich beansprucht.

Angesichts assimilatorischer Prozesse, die sowohl in Russland als auch in Deutschland zu beobachten sind, fragt Kurilo, ob die russlanddeutsche Mischkultur, die sich durch Mehrsprachigkeit und eine Doppelidentität auszeichnet, künftig erhalten werden kann. Dieser gut fundierten, aktuellen Studie ist eine breite Rezeption zu wünschen.

Cornelia Schlarb, Ebsdorfergrund

KLAUS GESTWA: Die Stalinschen Großbauten des Kommunismus. Sowjetische Technik- und Umweltgeschichte, 1948–1967. München: Oldenbourg, 2010. 660 S., 18 Abb., 2 Ktn., 17 Tab. = Ordnungssysteme. Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit, 30. ISBN: 978-3-486-58963-4.

Der Tübinger Historiker Klaus Gestwa legt mit seiner Habilitationsschrift eine Arbeit vor, die zu einem Standardwerk für die bisher wenig erforschte Technik- und Umweltgeschichte der Sowjetunion werden kann. Auf Basis reichhaltiger Quellenrecherchen in Moskau und Novosibirsk sowie einer gründlichen Kenntnis der einschlägigen Forschung untersucht der Autor im Rahmen einer Fallstudie fünf wasserbauliche Großprojekte der Nachkriegszeit: den Volga-Don-Kanal sowie das Kujbysever, das Stalingerader, das Novosibirsker und das Bratsker Flusskraftwerk. Er beschränkt sich dabei nicht auf den im Titel angegebenen Zeitrahmen, sondern erläutert ebenso die Vorgeschichte sowie die weitere Entwicklung bis in unsere Zeit hinein. Gestwa breitet seine empirisch gesättigte Untersuchung in fünf umfangreichen, thematischen Kapiteln aus und behandelt die Bereiche Politik, Wirtschaft, Kultur, Gesellschaft und Umwelt. Er spart dabei auch nicht mit Vergleichen außerhalb des sowjetischen Rahmens.

Der Verfasser schreibt insgesamt gut lesbar und es gibt relativ wenige Stilblüten oder Druckfehler. Allerdings übertreibt er in Einleitung und Fazit mit dem Gebrauch rhetorischer Mittel, während der Hauptteil sachlicher geschrieben ist. Was Gestwa mit „Sowjetkommunismus als gesellschaftlich beglaubigtes Wahnsystem“ bezeichnen möchte (S. 53), bleibt dem Rezensenten beispielsweise schleierhaft. Meines Wissens wurde das sowjetische System nie formell von der sowjetischen Gesellschaft bestätigt. Für einen besseren Lesefluss wäre es ebenfalls angemessener, englischsprachige Ausdrücke und Zitate ins Deutsche zu übertragen, wenn es sich nicht um feststehende Fachtermini handelt oder die Gefahr eines Inhaltsverlusts durch die Übersetzung besteht. „Inefficient, but stable“ (S. 249–250) oder „knowledge producers“ (S. 39) wirken im Fließtext daher als Fremdkörper. Das beigefügte Register ist nütz-

lich, aber leider zu knapp gehalten, während die Illustrationen und Karten ihre Aufgabe erfüllen.

Zu loben ist die breite Vorgehensweise, die zwar Technik- und Umweltgeschichte in den Mittelpunkt stellt, aber andere Aspekte und vor allem die Frage der Energie nicht vernachlässigt. Besonders gelungen erscheinen dem Rezensenten die Ausführungen zur Kultur, in denen Gestwa auf die mediale Aufbereitung der „Stalinschen Großbauten“ eingeht, und zur Sozialgeschichte, welche das Schicksal der freien Arbeitskräfte und der Zwangsarbeiter sowie ihre Lebensbedingungen untersucht. Die hydroenergetischen Großprojekte waren verheißungsvolle Utopie und Lagerhölle in einem. Während einige Beschäftigte dem „schnellen Rubel“ nachjagten und die Fluktuation entsprechend hoch war, mussten andere für Jahre unter primitivsten Bedingungen hausen. Teilweise konnten sie noch nicht einmal den durch ihr Bauobjekt erzeugten Strom nutzen, ebenso wenig wie ein erheblicher Teil der ländlichen Bevölkerung der Umgebung. Der Strom floss stattdessen an gleichzeitig errichtete energiefressende Industrieunternehmen.

Nachdenklich macht der Abschnitt über Umwelt, denn derartige Großprojekte werden auch heute noch durchgeführt. Im sowjetischen Fall kam es zu einem enormen Landschaftsverbrauch; wegen unzureichender Rodung des Überflutungsgebietes vergiftete faulendes Holz das Wasser der Stauseen – ebenso wie die neuen Fabriken und Siedlungen mit ihren ungeklärten Abwässern, woraus ein Trinkwasserproblem entstand. Bodenerosion im Uferbereich, die Überschwemmung fruchtbarer Anbauflächen sowie Versalzung bei fehlgeplanten Bewässerungsprojekten schädigten Natur und Landwirtschaft. Die Staudämme störten die Fischwanderung und waren zusammen mit der Wasserverschmutzung für einen Rückgang der Fischbestände und der Artenvielfalt verantwortlich. Die „saubere“ Wasserenergie hat zu ökologischen Katastrophen geführt.

Den einzigen Anlass zu ernsthafter Kritik liefern Gestwas Ausführungen zur Wirtschaft. Wie in der deutschsprachigen Sowjetunionforschung weit verbreitet, vernachlässigt er die Wirtschaftsgeschichte, aber die „Stalinschen Großbauten des Kommunismus“ waren vor al-

lem ökonomische Projekte. Im Rahmen eines Systems staatlich fixierter Preise waren reale Kosten und Preise nicht zu ermitteln, was die enormen Fehlplanungen und die Budgetüberschreitungen teilweise erklärt. Der ungarische Ökonom János Kornai hat hierfür den Fachbegriff der „weichen Budgetbeschränkungen“ eingeführt. Die hydroenergetischen Großprojekte sollten auch Energie für den wichtigsten Industriezweig der Sowjetunion und seine Zulieferer, die Rüstungsindustrie, bereitstellen. Der Kalte Krieg wird bei Gestwas Fragestellung dagegen nur im Zusammenhang mit einem Wettlauf der Systeme auf dem Gebiet der Wassernutzung erwähnt.

Der Autor folgt in seiner Darstellung den methodisch falsch erstellten Wirtschaftsstatistiken des Stalinismus und verortet somit den Abschluss des sowjetischen Nachkriegswiederaufbaus auf das Jahr 1948 (S. 77, 561), also vier oder fünf Jahre früher als im vom Krieg deutlich weniger zerstörten Westeuropa, während er sich selbst an anderer Stelle widerspricht, wenn er auf die sowjetische Hungersnot 1946–1947 eingeht (S. 230) oder auf die immer noch extrem schwierigen Lebensumstände in den fünfziger Jahren. Es kommt darauf an, welche Kriterien wir für einen Wiederaufbau anlegen, aber er wurde mit Sicherheit nicht 1948 abgeschlossen und wahrscheinlich erst später als in Westeuropa.

Die Wasserkraft verlor ihre Bedeutung mit der Erschließung der Energiereserven Sibiriens; dies erwähnt der Autor nur im Vorbeigehen (S. 97). Damit erscheint seine Argumentation bezüglich der Energieerzeugung jedoch in einem anderen Licht. Worauf Gestwa ebenfalls nicht eingeht, ist die Tatsache, dass die Sowjetunion für die Erzeugung realer Werte weitaus mehr Energie verbrauchte als kapitalistische Länder, was dadurch hervorgerufen wurde, dass ein System fixierter Preise die Knappheit von Ressourcen missachtet. Dies wiederum ist auch die ökonomische Ursache für die weitaus stärkere Umweltzerstörung im Sozialismus, denn Energie, Rohstoffe oder die Natur haben in einer sozialistischen Kommandowirtschaft keinen realen Preis, weshalb sie noch stärker ausgebeutet werden können als im Kapitalismus.

Die vom Verfasser immer wieder angeführten Rubelsummen für Baukosten müssten dem Leser in ihrem Wert erklärt werden, denn schließlich hat die Sowjetunion nach dem Zweiten Weltkrieg zwei Geldreformen – 1947 und 1961 – durchgeführt und sowohl Perioden der Inflation als auch der Deflation durchlebt. Weiterhin werden in sowjetischen Statistiken sowohl fixierte als auch fortlaufende Preise aufgeführt. Ob ein Projekt eine Milliarde Rubel von 1948 oder eine Milliarde neuer Rubel von 1961 in fortlaufenden oder fixierten Preisen kostete, kann nämlich einen mehr als zwanzigfachen Unterschied bedeutenden. Auch würde der Leser gerne wissen, welchen Anteil des offiziellen Staatshaushaltes die Projekte verschlangen.

Trotz einiger Kritikpunkte ist das Werk Gestwas insgesamt zu loben. Ihm ist eine weite Verbreitung sowie eine im Umfang gekürzte Übersetzung ins Englische zu wünschen. Der Leser gewinnt neue Einblicke in einen faszinierenden Bereich der sowjetischen Geschichte und er wird fast immer auf dem neuesten Forschungsstand informiert.

Olaf Mertelsmann, Tartu

THOMAS SCHMUCK: *Baltische Genesis. Die Grundlegung der Embryologie im 19. Jahrhundert.* Aachen: Shaker, 2009. 316 S., 16 Taf., 32 Abb. = *Relationes*, 2. ISBN: 978-3-8322-8781-8.

REGINE PFREPPER: *Lebensvorgänge. Deutsch-russische Wechselbeziehungen in der Physiologie des 19. Jahrhunderts.* Aachen: Shaker, 2009. 300 S., Graph. = *Relationes*, 3. ISBN: 978-3-8322-8794-8.

Seit 2007 gibt es unter der Leitung von Ortrun Riha an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig das Forschungsvorhaben „Wissenschaftsbeziehungen im 19. Jahrhundert zwischen Deutschland und Russland in Chemie, Pharmazie und Medizin“. Als Bände zwei und drei in der von diesem Vorhaben herausgegebenen Reihe „*Relationes*“ sind die hier zu besprechenden Publikationen von Thomas Schmuck und Regine Pfrepper erschienen. Den medizinischen Ertrag dieser Publikationen mag der Fachmediziner beurteilen. Allgemein ist

festzustellen, dass Arbeiten von Wissenschafts- und Technikhistorikern nur ungenügend von der Zunft der Historiker zur Kenntnis genommen werden, weshalb sich eine Rezension in den Jahrbüchern für Geschichte Osteuropas anbietet, in der die Bedeutung dieser Publikationen für die Wissenschaftsgeschichte Russlands und für die Erforschung der deutsch-russischen Wissenschaftsbeziehungen zu bewerten ist.

Die Entwicklung der medizinischen Wissenschaften ist im 18. und 19. Jahrhundert durch eine ständig zunehmende internationale Kooperation charakterisiert. Für zwei spezielle Zweige der Medizin behandeln jetzt die Arbeiten von Schmuck (Embryologie) und von Pfrepper (Physiologie) diese besonders in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von russischer Seite intensiv durch staatliche Delegationen geförderten Beziehungen. Da es zwischen beiden Disziplinen Überschneidungen gibt, werden mehrfach dieselben Personen und gleichartige Probleme – unter unterschiedlichen Aspekten – behandelt. Wertvoll sind in beiden Bänden die umfangreichen bibliographischen Anhänge und die biographischen Angaben zu den behandelten Wissenschaftlern.

Der Untertitel der Arbeit von Schmuck erfasst den Inhalt exakt: „Die Grundlagen der Embryologie im 19. Jahrhundert“; beziehungs-geschichtliche Aspekte erlangen Bedeutung, da viele Mediziner ihre Ausbildung in Deutschland erhalten oder ergänzt haben. Später sollten sie als Wissenschaftler in Dorpat, in Sankt Petersburg und an anderen Universitäten Russlands wirken (u. a. Caspar Friedrich Wolff, Christian Heinrich Pander, Karl Ernst v. Baer). Die Ausführungen über das Nationalitätsverständnis v. Baers (S. 153 f) – er bezeichnete sich selbst mal als Deutscher, mal als Este, mal als Russe – ist allgemein für das Empfinden des Nationalen zu jenen Zeiten aussagekräftig, da noch nicht der sich entwickelnde Nationalismus das Denken bestimmte.

Über das Wirken von C. F. Wolff bietet Schmuck informative Darlegungen und viele Literaturangaben (vgl. S. 30, Anm. 111) – und doch sind Ergänzungen möglich; nicht genannt sind die umfangreiche Monographie von A. E. Gajsinovič: *K. F. Vol'f i učenie o razvitii organizmov* (C. F. Wolff und die Lehre von der Ent-

wicklung der Organismen), Moskau 1961 sowie die zweisprachige (russische und lateinische) Quellenedition „Predmety razmyšlenij v svjazi s teoriej urodov“ (Obiekta meditationum pro theoria monstrorum – Objekte des Überlegens zur Theorie der Missgeburten), Leningrad 1973. Schmuck verweist auf das „geplante Werk“ Wolffs zu dieser Thematik (S. 32, vgl. S. 157), die Edition der Handschrift ist ihm entgangen.

Anders ist die Arbeit von Pfrepper angelegt. Sie bietet für Russland einen Überblick über die Entwicklung der Physiologie als spezieller medizinischer Disziplin. Die Arbeit ist nach den Institutionen gegliedert und trägt damit für die Geschichte der Medizin an der Petersburger Akademie und an den Universitäten Russlands handbuchartigen Charakter. Eine ausführliche Bibliographie listet die Übersetzungen deutschsprachiger medizinischer Lehrbücher und Monographien ins Russische sowie russischer Publikationen ins Deutsche für die Zeit von 1796 bis 1932 auf. Fast die Hälfte des Buches ist der nach Autoren geordneten Bibliographie deutschsprachiger Veröffentlichungen (getrennt nach in Deutschland bzw. in Russland publizierten Arbeiten) von Physiologen aus dem russischen Reich vorbehalten. Vorangestellt ist jeweils ein tabellarischer Lebenslauf des Autors, in dem die Verbindungen zu Deutschland ausführlich vermerkt sind.

Sowohl Schmuck als auch Pfrepper benutzen die von Komkov, Levšin und Semenov herausgegebene „Geschichte der Akademie der Wissenschaften der UdSSR“, Pfrepper in der ersten russischen Auflage von 1974, Schmuck die überarbeitete zweibändige russische Ausgabe von 1977. Beiden ist die von Conrad Grau besorgte und durch Hinweise auf die deutschsprachige Literatur in den Anmerkungen ergänzte, in Berlin 1981 erschienene deutsche Ausgabe entgangen.

Peter Hoffmann, Nassenheide

Feste, Feiern, Rituale im östlichen Europa. Studien zur sozialistischen und postsozialistischen Festkultur. Hrsg. von Klaus Roth. Berlin [usw.]: Lit Verlag, 2008. 370 S., Abb. = Freiburger Sozialanthropologische Studien, 21. ISBN : 978-3-8258-1708-4.

Feste stellen in den sozialistischen Ländern – „entgegen verbreiteten stereotypen Vorstellungen“ – einen wichtigen Teil des Privatlebens, des öffentlichen Lebens und vor allem des Arbeitslebens dar, hält der Herausgeber in seinem Vorwort fest. Es wird nicht klar, auf welche Stereotypen er sich bezieht, wohl auf westliche Vorstellungen des sozialistischen Lebens als grau, eintönig, freudlos und ausschließlich von Arbeit geprägt. Auf jeden Fall hat sich eine beachtliche Anzahl von Forscherinnen und Forschern aus Ost und West im Rahmen eines Forschungsprojektes und zweier Tagungen daran gemacht, Alltag und Fest in den ehemals sozialistischen Ländern vergleichend zu untersuchen. Der vorliegende Band veröffentlicht 22 der 39 Vorträge, die auf den beiden Tagungen gehalten wurden.

Gegliedert ist die Sammlung in die Teile „Feste und Politik“, „Arbeit – Feier – Ritual“, „Fest und nationale Identität“, „Fest und ethnische, regionale, lokale Identität“, „Fest – Tradition – Religion“. An diesen Titeln wird erkennbar, dass kleine, private Feste kaum berücksichtigt werden, auch wenn sie für das Leben der Menschen ebenfalls eine große Bedeutung hatten und oft den Rahmen lieferten für ein Zusammensein und eine Lebensfreude, die nicht von Staat und Partei kontrolliert wurden. Der Band widmet sich primär den Zusammenhängen von Politik, gesellschaftlicher Entwicklung und Fest. Er ist räumlich breit angelegt, es finden sich Aufsätze zum ehemaligen Jugoslawien, zu Bulgarien, Serbien, Kroatien, Slowakei, Rumänien, Ungarn, Polen, Lettland und Ostdeutschland, wobei einige Länder mehrfach vertreten sind, andere wie die Sowjetunion / Russland hingegen ganz fehlen und der Schwerpunkt insgesamt auf dem südöstlichen Europa liegt. Auch das Spektrum der gewählten Themen ist beeindruckend: Es reicht von den Ritualen zu Titos Geburtstag (Ivan Čolović, Belgrad) und der ideologischen Transformation des Blasemusikfestivals in Guča über den Tag der Frau im Kontext des Transformationsprozesses in der Slowakei (Aleksandra Marković) und die Kirchweih bei den Banater Schwaben (Anton Sterbling) bis zum imaginären „Walachischen Königreich“ in Mähren, einem privaten „Staat“ mit eigener Währung, eigenen Pässen und ei-

nem „König“ (Jana Nosková) und zur Wandlung von Identität und Lebensweise im rumänischen Judentum nach der Wende von 1990 (Claus Stephani), um nur einige Beispiele zu nennen. Und ebenso vielfältig sind die Zugänge der Autorinnen und Autoren, die sich auf Archivmaterial, Oral History und Feldforschungen stützen.

Der einleitende Text von Klaus Roth zu „Alltag und Fest im sozialistischen und politischen Osteuropa“ versucht die Vielfalt zu bündeln, indem er sich kurz mit dem komplexen Begriff des Alltags auseinandersetzt (hingegen interessanterweise nicht mit denjenigen des Festes und des Rituals), diesen Begriff in Beziehung setzt zur starken ideologischen Nutzung von Konzepten zu „Kultur“ und „Lebensweise“ in den sozialistischen Ländern und zu erklären versucht, warum die Feste in der poststalinistischen Ära (um die es in allen Beiträgen geht) sowohl für die Bevölkerung als auch für die Politik eine zentrale Rolle spielten. Sichtbar wird ein ganzes Bündel von Argumenten, warum die Feste so bedeutend waren: Die traditionelle Kraft von Lebensauffesten wie Taufe, Hochzeit und Beerdigung gerade in ländlichen Gesellschaften; die Möglichkeit, dem bisweilen harten Alltag zu entkommen; das Vorhandensein von Geld, das angesichts des Mangels an Konsumgütern in Lustbarkeiten investiert werden konnte; die als Folge der häufig wenig produktiven Arbeit auch am Arbeitsplatz vorhandene freie und verfügbare Zeit; aber auch die Versuche der Politik, mit Hilfe von Festen gegen unliebsame Traditionen (z.B. religiöse Anbindungen) vorzugehen und die eigene Ideologie auf sinnlich erlebbare Weise zu propagieren.

Etwas erstaunt scheinen einzelne Autoren ob der Tatsache zu sein, dass die Festfreude im Postsozialismus anhielt, der zu erwartende Bruch mit der „Kultur des Feierns“ nicht eintrat, obwohl „diese in der Marktwirtschaft nun eigentlich dysfunktional war“ (Roth, S. 22). Wiederum findet man in den Beiträgen ein ganzes Set von Argumenten, warum sich dies so verhält: Die Herausbildung neuer (und erneuerter) nationaler, ethnischer und religiöser Rituale der Identitätsstiftung, touristische und regionalpolitische Entwicklungsstrategien, eine ausgeprägte Konsum- und Unterhaltungsorientierung,

aber auch ganz einfach das Festhalten an zu Tradition gewordenen Anlässen, die gerade für die Verlierer der Transformation auch eine gewisse Nostalgie an die sozialistische Epoche wachhielten.

So wie uns ein Fest mit seinem Zauber aus Fröhlichkeit, Leichtigkeit und Ausgelassenheit, mit seinem heiteren Rahmen aus Licht und Farbe, Musik und Tanz, Essen und Trinken zu entföhren vermag und den Alltag für einen Moment vergessen lässt, bietet der Band vielfältige und unterhaltende Einblicke in die Festkultur des östlichen Europas der späten sozialistischen und frühen postsocialistischen Epoche. Einen systematischen Vergleich der Bedeutung von Festformen und -kulturen in unterschiedlichen gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Kontexten vermag die Form des Tagungsbandes selbstverständlich nicht zu leisten, dazu wären detaillierte Fallstudien und ein gemeinsames analytisch-theoretisches Gerüst notwendig.

Walter Leimgruber, Basel

FRÉDÉRIC DESSBERG: *Le triangle impossible: Les relations franco-soviétiques et le facteur polonais dans les questions de sécurité en Europe (1924–1935)*. Bruxelles: Lang, 2009. 440 S., 4 Tab. = *Enjeux internationaux*, 2. ISBN: 978-90-5201-466-1.

International relations in inter-war Europe have been examined in great detail. It appears that there is already enough literature to keep any student busy for a long time. And yet new studies are written and new perspectives proposed, prompted in part by new sources. The present fine book by Frédéric Dessberg is one of them.

Dessberg focuses on the “Polish factor” in the tortuous diplomacy of France in relations with the Soviet Union. The “Polish factor” was no minor issue. It was in fact the central issue of security in inter-war Europe because it literally embodied the unsettled state of affairs created by the Versailles system. Poland had been resurrected after more than a century of extinction. Yet it had the misfortune of being sandwiched between two mighty countries, Germany and Soviet Russia (which became the Soviet Union in 1922 by absorbing Ukraine, Belarus’ and other territory). Moreover, Germany had been

excluded from the negotiations at Versailles, while Soviet Russia had not taken part. As a result, Poland had every reason to fear that its independence and territory, secured by Versailles, could be threatened by the two states that were not party to Versailles. Its fears were justified in the end: Poland was destroyed by these two countries, and with it World War Two began.

Poland traditionally turned to France for protection. France, in turn, retained special interests in and special ties to the predominantly Catholic state between Germany and Russia. In the Polish-Soviet war of 1919–21, France actively assisted the newly independent country. In 1921 Poland and France concluded a defensive alliance that was maintained throughout the inter-war period. In 1922, however, Poland's two neighbors came to a rapprochement, concluding the Rappalo treaty. By 1925, Germany also came to a sort of rapprochement with Western Europe, France included, in the form of the Locarno Treaty. Locarno alienated Poland by leaving Germany's eastern borders open for revision while guaranteeing its western borders. Dessberg demonstrates that ultimately the geopolitical interests of France and Poland diverged so much that in spite of France's good will, they failed to find mutually acceptable terms. France's strategy was to keep Germany and the Soviet Union from working together to revise the Versailles settlement. For all its good will towards Poland, France never acknowledged Poland as an equal partner. In response, Poland sought the status of a "regional power," independent of France (p. 317). This manifested itself in a strategy of "balanced diplomacy" between Poland's two powerful neighbors, which in itself provided no security, however. France's efforts to conclude an "Eastern Locarno" for Poland (which would have guaranteed Poland's western borders) failed, in part because it did not guarantee Poland's eastern borders, an equally important issue for Poland.

Dessberg amply demonstrates that each country pursued its own interests. None of the parties, neither Paris nor Warsaw nor Moscow, excluded a rapprochement with Germany. Following a non-aggression pact with Moscow in 1932, Warsaw concluded a similar one with Berlin in 1934. Furthering its own 1932 pact of

non-aggression with Moscow, Paris concluded a treaty of mutual assistance with Moscow in 1935. This was a hollow agreement, however, devoid of military conventions. Its ratification in 1936 gave Hitler a pretext to advance his military forces into the demilitarized Rhineland, a clear violation of the Versailles treaty. Subsequently, in 1939 Moscow struck a Faustian deal with Berlin.

All this is not new. However, Dessberg lucidly details, with new information, the painful choices each country had to make under difficult circumstances. This is the most important contribution of the present book. All the same, Dessberg could have done more. For instance, it is difficult to understand fully the European situation after 1931 without considering the international situation in the Far East: Japan's invasion of Manchuria in 1931 and the foundation of Manchu-kuo, Japan's puppet government, in 1932. These events deeply affected the European political scene as well.

Dessberg is sympathetic with Poland's quandary. This should be noted in the light of the fact that some Russian historians now blame Poland for allegedly causing World War Two!

Hiroaki Kuromiya, Bloomington, IN

RAPHAEL UTZ: Rußlands unbrauchbare Vergangenheit. Nationalismus und Außenpolitik im Zarenreich. Wiesbaden: Harrassowitz, 2008. 288 S. = Forschungen zur osteuropäischen Geschichte, 73. ISBN: 978-3-447-05738-7.

Imperien-geschichte ist in den letzten Jahren ein Trend der Forschung, der nicht zuletzt deshalb Aufschlüsse verspricht, weil die meisten Großreiche sich eben kaum für einen historischen Vergleich eignen. In seiner Heidelberger Dissertation widmet sich der Verfasser der ideengeschichtlichen Begründung der russischen Expansion in der zweihundertjährigen Petersburger Epoche. Da steht zunächst die Verwestlichung Russlands als starke Triebfeder, die zur Ausprägung eines spezifisch russischen Nationalismus als selbständige Kraft in der russischen Ideengeschichte führte. In der ersten Hälfte des 19. Jh. bestimmte dann die Troika Rechtgläubigkeit, Selbstherrschaft und Volkstümmlichkeit – Utz begreift letztere bereits als

Nationalismus, so wie er das russische *narodnost'* etwa als „Nationalcharakter“ übersetzt – die Suche nach der *raison d'être* der staatlich-gesellschaftlichen Elite, die sich der politischen Defizite in der russischen Entwicklung seit der Französischen Revolution wohl bewusst war, insbesondere was den Bereich der politischen Partizipation betraf. Der Mangel ließ sich nur zeitweise und immer unglaubwürdiger mit der Vorstellung überdecken, die russische Nation habe ihren Willen der Autokratie übertragen; Zar und Volk seien eins. Unter Alexander II. begann der Nationalismus von den beiden anderen staatsbegründenden Ideen wegzudriften und stellte schließlich die Selbstherrschaft in Frage, was im Ersten Weltkrieg zum Zusammenbruch des Systems führte.

Diese Elemente wirkten sich außenpolitisch in einem (orthodox-)christlichen Missionierungs- und Befreiungsgedanken aus, der sich vor allem auf christliche Völker und Gruppen im Osmanischen Reich richtete und expansionistisch war. Als Russland seit Alexander II. zur Einverleibung originär nichtchristlicher Völkerschaften in Mittelasien schritt, kam kurzerhand eine „integrationistische“ Selbstzuschreibung gegenüber den Asiaten zum Zuge: Eine Seelenverwandtschaft Russlands mit Asien wurde behauptet, die später im russischen Eurasiertum weiterleben sollte. Freilich, eine Seelenverwandtschaft in dieser erklärenden Selbstzuschreibung, die nach der Meinung der zu Befreienden nicht frug, ließ sich bei Bedarf auch auf andere, europäische und westslawische Völker, und sogar über den Zusammenbruch des zarischen Imperiums hinweg bis in die Sowjetzeit übertragen. Dass mit dieser Sicht Ressentiments etwa gegen die westliche Zivilisation und politische Ordnung verbunden waren, während mit ihr gleichzeitig auch messianische Ressentiments gegen die Asiaten einhergingen, wurde nicht als Widerspruch empfunden.

Wenngleich viele Motive und Bilder dieser Geistesgeschichte bis heute in dem andauernden Dilemma fortwirken, einerseits zum Westen aufholen, andererseits aber überzeugend begründen zu müssen, weshalb genügend Abstand zu diesem zu halten und ein russischer Sonderweg einzuschlagen sei, so scheint es doch keine gerade Linie vom petrinschen Reich zu Putins

Russland zu geben, wo zarische mitunter synkretistisch neben alten kommunistischen Symbolen bestehen. Sicher, Autokratie und in gewissem Sinne auch die Orthodoxie lebten in 80 Jahren Sowjetdiktatur als Staats- und Herrschaftsform unverwandelt weiter. Doch es ist auch nicht zu übersehen, dass das Zarenreich der Petersburger Epoche gegenüber der Sowjetzeit positive Züge und humanisierende Stränge aufwies, die allerdings Teil des Aufholprozesses zum Westen waren. So ist wohl „Russlands unbrauchbare Vergangenheit“ als Verdikt über eine eigenständige russische Entwicklung zu sehen, soweit sie sich vom Westen absetzte und sich außenpolitisch expansiv manifestierte.

Utzens Studie bietet nicht nur einen guten Überblick über die russische Ideengeschichte der Epoche, sondern auch über ihre außenpolitische Wirkung auf die Stationen der Expansion des Staates seit Peter dem Großen. Doch ob die Frage, wie „brauchbar“ diese Geschichte denn nun sei, damit so eindeutig zu beantworten ist, bleibt wohl offen: Nicht nur „Westler“ und Russen dürften das unterschiedlich bewerten.

Reinhard Nachtigal, Freiburg i. Br.

KIRSTEN BÖNKER: *Jenseits der Metropolen. Öffentlichkeit und Lokalpolitik im Gouvernement Saratov (1890–1914)*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2010. XII, 508 S., 23 Tab., 4 Ktn. = Beiträge zur Geschichte Osteuropas, 45. ISBN: 978-3-412-20487-7.

Das Lokale ist politisch. Das ist in knappster Form eine der zentralen Thesen dieser für die Druckfassung gekürzten Bielefelder Dissertation. Sehr überzeugend argumentiert Kirsten Bönker gegen das zeitgenössische Verständnis von Politik, das diese auf die Haupt- und Staatsangelegenheiten beschränkt habe und von Teilen der Forschung zur russländischen Stadtgeschichte unkritisch übernommen werde. Dagegen seien auch die im lokalen Raum geführten Auseinandersetzungen nicht nur pragmatisch im übergreifenden Gemeininteresse ausgetragen worden, sondern hätten sehr wohl die unterschiedlichen sozialen, ökonomischen und ideologischen Standpunkte, Interessen und Zielvorstellungen der Debattenteilnehmer widerspiegelt, seien al-

so eben in diesem Sinne politisch gewesen (S. 158–166 u. öfter).

Die Fallstudie lotet aus, in welcher Weise die lokale Gesellschaft das politische Prerogativ der zarischen Regierung in den städtischen Selbstverwaltungen und institutionellen wie informellen Orten zu umgehen suchte und welche Handlungsspielräume sie dabei besaß. Sie nimmt dazu drei Städte des Wolga-Gouvernements Saratov in den Blick: die Kleinstadt Balašov, die Mittelstadt Vol'sk und das um 1900 durch einen Industrialisierungsboom zur Großstadt aufsteigende Caricyn (das spätere Stalingrad bzw. Volgograd). Der Untersuchungszeitraum reicht von der konservativen Neuordnung der städtischen Selbstverwaltung im Jahr 1890 bis 1917, wobei der zeitliche Schwerpunkt nach der Revolution von 1905 liegt. Der sehr konsequent durchgeführte vergleichende Ansatz verlangt die Vernachlässigung der chronologischen zugunsten einer thematischen Darstellung, die neben Einleitung und Fazit in sieben größere Kapitel zur Stadtentwicklung, den politischen Akteuren, der lokalen Herrschaft, der Entwicklung der politischen Sprache, den Orten von Öffentlichkeit, den Vereinen sowie der Lokalpresse gegliedert ist. Ein in seinem Umfang beeindruckendes Quellen- und Literaturverzeichnis, Kartenskizzen des Gouvernements Saratov und der drei Städte sowie ein Register runden den Band ab. Letzteres enthält sinnvollerweise eine große Anzahl von Sachschlagwörtern, bringt jedoch nur eine nicht nach ihren Kriterien erklärte Auswahl der in dem Buch genannten Personen, was schade ist, weil es die schnelle Orientierung in der Vielzahl der Namen erschwert.

Es sollte zunächst klar sein, was das Buch nicht ist: Es ist keine parallele Stadtbiographie der drei Orte, die einen Überblick über alle Aspekte der lokalen Entwicklung zu geben beansprucht. Gleichwohl bietet das Eingangskapitel eine Zusammenfassung der wesentlichen sozialen und ökonomischen Veränderungen, um eine Einordnung in die größeren Entwicklungstrends der Zeit zu ermöglichen. Auch in der russischen Provinz fand sich um 1900 der Topos der Stadtkritik, der damals in Anbetracht verheerender hygienischer Zustände und hoher Sterblichkeit in den Armenvierteln europaweit Expertenöffentlichkeiten dringende Infrastrukturverbesserungen fordern ließ und den Umbau der städtischen Ad-

ministrations- von Vermögens- zu Leistungsverwaltungen beschleunigte. Insgesamt findet sich in dem Buch jedoch wenig, was das Spezifische der jeweiligen Lokalität, die lokale Atmosphäre im Sinne einer dichten Beschreibung oder einer mikrohistorischen Rekonstruktion vor dem geistigen Auge des Lesers anschaulich werden ließe; denn das Interesse der Autorin geht in eine andere Richtung.

Im Mittelpunkt der Untersuchung steht die Frage, inwieweit im autokratischen Russland die nach 1872 geschaffenen Institutionen der städtischen Selbstverwaltung auf der lokalen Ebene Möglichkeiten und Chancen boten, an politischen Entscheidungsprozessen zu partizipieren und zivilgesellschaftliche Praktiken einzuüben. Den Begriff der Zivilgesellschaft möchte Kirsten Bönker nicht normativ an westlichen Vorbildern ausrichten, sondern ihn, verstanden als Bereitschaft zur konsensualen Aushandlung von der Gesamtheit betreffenden Fragen bei prinzipiellem Gewaltverzicht, als heuristisches Hilfsmittel zur Untersuchung des historischen Einzelfalles heranziehen (S. 15–25). Diese Vorgehensweise erscheint überzeugender, als aus oszillierenden Quellenbegriffen wie dem *mestnoe obščestvo* („lokale Gesellschaft“) oder dem aus Westeuropa übertragenen, für den russischen Fall nicht recht passenden Bürgertumsbegriff ähnliche Orientierungsmarken zu konstruieren.

Dennoch stellt sich die Autorin der Frage, in welchem sozialen, ökonomischen und politischen Verhältnis die nach je unterschiedlichen Kriterien definierten Teilöffentlichkeiten der Städte zueinander standen, von der Gesamtheit der (nur dem Prinzip nach immer noch nach Ständen gegliederten) „Stadtbewohner“ (*obyvateli*) bis hin zu der exklusiven Gruppe der vermögensbesitzenden zur Wahl der *zemstva* und der Stadtdumen berechtigten Zensusgesellschaft. Die „lokale Gesellschaft“ im Sinne der aktiv an der Diskussion um Probleme von Stadt und Land teilnehmenden Stadtbürger ging merklich über diese Zensusgesellschaft hinaus. Besonders nach 1905 zeigte sie die Bereitschaft, sich für Personen zu öffnen, die zwar den Wahlzensus verfehlten, sich aber über Bildung und Beruf auszeichneten, die also aus der klassischen *intelligencija* stammten oder auch in jüngerer Zeit aus dem Bauernstand in die freien Berufe aufgestiegen waren. „Lokale Ge-

sellschaft“ war aber keineswegs deckungsgleich mit „Zivilgesellschaft“. Denn ihr gehörten auch Angehörige reaktionärer Gruppierungen wie des „Bunds des Russischen Volkes“ (*Sojuz Russkogo Naroda*, SRN) an, die sich durch blinde Zarentreue, Ablehnung jedweder gesellschaftspolitischer Veränderung und militanten Antisemitismus auszeichneten und sich deswegen *per definitionem* dem zivilgesellschaftlichen Verhaltensstandard entzogen.

Im Übrigen gab es bis in die „bürgerliche“ Mitte der nach 1905 entstandenen konstitutionell-liberalen Parteien hinein eine unterschwellige Gewaltbereitschaft oder zumindest eine stillschweigende Zustimmung zur Gewaltanwendung als politischem Mittel. Politische Parteien spielten als solche jedoch in der lokalen Gesellschaft und ihren Institutionen eine eher untergeordnete Rolle. Denn wie Bönker darlegt, blieben die Wahlen zu den Stadtdumen wie auch zu den *zemstva* rein personenbezogen und wurden nicht nach Parteien organisiert. Wenn ein Lokalpolitiker nicht auch auf Reichsebene politisch aktiv wurde, lässt sich seine Parteizugehörigkeit bzw. Sympathie für eine Partei oft nicht eindeutig ermitteln, sondern nur aufgrund der in den Polizeiberichten zu findenden Zuschreibungen annäherungsweise bestimmen. Die Tatsache, dass die Stadtverordneten keine Immunität genossen und die Protokolle der Stadtdumen den Zensurbestimmungen unterlagen, verdeutlicht, welche enge Grenzen der politischen Entfaltung der lokalen Gesellschaft gezogen waren. Allerdings zeigt die Autorin auch, wie sie in informellen Zirkeln, dem um die Jahrhundertwende sich auch in den kleineren Städten durchsetzenden Vereinswesen und nicht zuletzt in der nicht immer im Sinne der Zensurbehörde kontrollierbaren Lokalpresse die staatliche Einhegung durchbrach und sich politische Freiräume schuf.

Die Autorin ist dennoch weit davon entfernt, das teleologische Bild einer lokalen Gesellschaft zu entwerfen, die sich zielstrebig immer weiter auf die Zivilgesellschaft zubewegt hätte, wenn sie nicht schließlich von den Bolschewiki daran gehindert worden wäre. Wer sich auf lokaler Ebene für das „Gemeinwohl“ der Stadt engagierte, hing nicht so sehr von parteipolitischen und ideologischen Präferenzen ab. Oft waren es nicht die engen Grenzen der lokalpolitischen Entschei-

dungsspielräume, sondern individuelle oder Gruppenegoismen, was die Stadtdumen beispielsweise daran hinderte, zur Finanzierung der Infrastrukturmaßnahmen den ihnen zu Gebote stehenden Besteuerungsrahmen auszuschöpfen; denn dies wäre schließlich zu Lasten ihrer Wähler aus der Zensusgesellschaft gegangen. Umgekehrt trat die russische Staatsmacht nicht nur als oppressiver Hegemon in Erscheinung, weil ihr selbst an einer funktionierenden Lokalverwaltung und einer Verbesserung der Lebensumstände in den Städten gelegen war. So ist es vielleicht eine der wichtigsten Erkenntnisse dieser empirisch reichen, intelligent argumentierenden und besonders in Bezug auf ihren Untersuchungsgegenstand innovativen Arbeit, dass sich die Fortentwicklung der Zivilgesellschaft und der Fortbestand der zarischen Monarchie keineswegs zwangsläufig ausschließen mussten.

Andreas R. Hofmann, Leipzig

BEATA DOROTA LAKEBERG: Die deutsche Minderheitenpresse in Polen 1918–1939 und ihr Polen- und Judenbild. Frankfurt a.M.: Peter Lang, 2010. 562 S., Tab. = Die Deutschen und das östliche Europa. Studien und Quellen, 6. ISBN: 978-3-631-60048-1.

Zwischen den Weltkriegen erschienen für die deutsche Minderheit im neuen polnischen Staat zwischen 100 und 200 Periodika, darunter eine ganze Reihe von Tageszeitungen. Beata Dorota Lakeberg stellt diese große Quellengruppe in den Mittelpunkt ihrer Arbeit, in der sie Minderheiten-, Presse- und Stereotypengeschichte miteinander verbinden möchte. Ihr Ziel ist es, „die Rolle von Stereotypen im Selbstkonstruktionsprozess der deutschen Minderheit in Polen“ (S. 29) zwischen den beiden Weltkriegen zu untersuchen.

Auf eine knappe methodische Einleitung folgt ein hilfreicher Überblick über verschiedene Aspekte der Geschichte der deutschen Minderheit, die nach polnischer Volkszählung von 1931 rund 740.000 Personen, nach deutschen Schätzungen mehr als 1,1 Mio. Menschen umfasste. Der erste Teil der Presseanalyse trägt den Titel „Das Verhältnis zwischen dem Erscheinungsort der Zeitungen und den präsentierten Bildern“. Anders als zu vermuten wäre, handelt es sich hier

jedoch nicht um eine systematisch nach Regionen gegliederte Darstellung; vielmehr werden einzelne Stereotype mit ausführlichen Zitaten aus den Presseerzeugnissen illustriert. Eine regionale Differenzierung wird nur in Ansätzen deutlich, etwa durch die immer wieder hervorgehobene polenfreundlichere Haltung der deutschen Zeitungen in Lodz.

Das anschließende Kapitel nennt die Autorin „Der Einfluss der Weltanschauung der deutschen Minderheitenpresse auf die verwendeten Polen- und Judenbilder“. Erst hier folgt ein – allerdings wenig übersichtlicher – Überblick über die deutschsprachige Zeitungslandschaft in Polen, den man eigentlich schon zu Beginn der Arbeit erwartet hätte. Gezeigt wird im Folgenden, wie die Zeitungen etwa polnischen Nationalismus, Adel, Religion und Kirche oder Juden behandelten. Allerdings steht der große Rechercheaufwand in keinem Verhältnis zu den Ergebnissen, die oft so banal lauten wie im folgenden Beispiel: „Trotz gewisser Ähnlichkeiten in der Darstellung und Verwendung des Bildes der Polen als Nationalisten sind in der konservativen, jungdeutschen und sozialistischen deutschen Minderheitenpresse auch deutliche Unterschiede zu bemerken.“ (S. 168) Davon hatte man eigentlich ausgehen können. Stellenweise wird das historische Material auch unreflektiert eingesetzt, etwa wenn von einer Speisefett-Reklame auf das „Judenbild“ einer Zeitung geschlossen wird (S. 191–192). Wer sagt denn, dass ein Inserent stets die Meinung der Redaktion vertritt?

Der letzte Hauptteil gilt der „Entwicklung des Polen- und Judenbildes in der deutschen Minderheitenpresse in den 1920er und 1930er Jahren“, im Grunde eine Wiederholung des bereits Gesagten in neuer Reihenfolge. Wieder führt die Analyse zu banalen Schlüssen, beispielsweise: „Ein zweiter Faktor, der die Intensität der in der deutschen Minderheitenpresse verwendeten Polenbilder beeinflusste, waren die Beziehungen zwischen Deutschland und Polen.“ (S. 241) Auch der Schluss verrät nicht, welche Ergebnisse die Untersuchung eigentlich zeitigt, abgesehen von der Aussage, dass die Art der Verwendung von Polenbildern „und damit auch der Vermittlung von Emotionen durch diese Bilder“ unterschiedlich gewesen sei (S. 291). Es ist wahrscheinlich schlechthin nicht möglich, auf der alleinigen

Grundlage der Presse auf den „Selbstkonstruktionsprozess“ der Minderheit zu schließen: Zu divergent waren die verschiedenen regionalen und sozialen Milieus der Deutschen in Polen, und zu fragmentarisch sind letztlich die in den Zeitungen transportierten Bilder.

So bleibt nur Respekt vor den durch eine Fülle von Zitaten dokumentierten Rechercheleistungen. Nach methodisch anregenden Ansätzen sucht man vergebens, selbst die Grundlagen der Diskursanalyse sind der Autorin unbekannt; die Verwendung des Begriffs der „Stereotype“ (die Autorin verwendet hartnäckig den falschen Plural „Stereotypen“) alleine ist noch nicht als innovativ zu werten. Irritierend sind die bei jeder Nennung wiederholten doppelten Versionen von Ortsnamen und Regionen, beim zehnten Mal weiß man eigentlich schon, dass Lodz auf Polnisch Łódź heißt, beim hundertsten Mal ärgert man sich nur noch. Ein zweisprachiges Ortsnamensregister wäre hier sinnvoller gewesen; übrigens fehlt auch ein Namensregister. Dafür gibt es über 30 Seiten unterschiedlich lange und nur bedingt nützliche Biogramme; man hätte sie gut in ein (nicht vorhandenes) Personenregister integrieren können, oder aber in Fußnoten. Doch auch Fußnoten gibt es nicht, dafür mit zahlreichen Exkursen und Zitaten angereicherte Endnoten, was den Leser zu einem ständigen Hin- und Herbüffeln zwänge, würde er es nicht nach Kurzem ohnehin lassen. Kurzum: Der Nutzen dieser Arbeit für die Wissenschaft ist verhältnismäßig gering.

Peter Oliver Loew, Darmstadt

„Byt' ruskim po duchu i evropejcem po obrazovaniju“. Universitety Rossijskoj imperii v obrazovatel'nom prostranstve Central'noj i Vostočnoj Evropy XVIII – načala XX v. [„Im Herzen ein Russe, der Bildung nach ein Europäer“. Die Universitäten des Russländischen Reichs im Bildungsraum des mittleren und östlichen Europa vom 18. Jahrhundert bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts]. Otv. sost. Andrej Ju. Andreev. Moskva: Rosspën, 2009. 335 S., Tab. = Rossija i Evropa. Vek za vekom. ISBN: 978-5-8243-1167-9.

Die Intention des vorliegenden Bandes besteht in erster Linie darin, die historische Entwicklung

des Universitätskonzepts in Russland in die europäische Universitätsgeschichte einzuschreiben. So beklagt der Herausgeber in dem einleitenden Artikel, dass in der vierbändigen „Geschichte der Universität in Europa“ von Walter Rüegg dem osteuropäischen und russischen Raum wenig Beachtung geschenkt wurde. Russland werde damit außerhalb der gesamteuropäischen Bildungsgeschichte und quasi am Rande des europäischen Bildungsraums angesiedelt. Den Grund für diese verzerrte Perspektive erkennt der Autor hauptsächlich in dem bereits am Ende des 19. Jahrhunderts entstanden und in der sowjetischen Historiographie perpetuierten Postulat von der „autochthonen“ Entwicklung der höheren Bildung in Russland. Ein weiteres wichtiges Ziel des Bandes besteht deshalb auch darin, dem russischen Leser die Ergebnisse der deutschen Universitätsforschung zu präsentieren und ihre Methoden in die nationale Bildungsgeschichtsschreibung zu integrieren.

Eröffnet wird der Sammelband von Andrej Andreevs Artikel, der die konkurrierenden Einflüsse europäischer Bildungskonzepte auf die Herausbildung der russischen Universitätslandschaft beschreibt, wobei die Polarität von akademischer Freiheit und staatlicher Kontrolle im Lauf der Bildungsreformen des 19. Jahrhunderts in Russland eingehend analysiert wird. Der Beitrag von Ljudmila Posochova geht auf die Adaptation und Herausbildung jesuitischer und piaristischer Bildungsinstitutionen im polnischen und ukrainischen Raum im 17. und 18. Jahrhundert ein und untersucht die Verbreitung katholischer Erziehungsmodelle in orthodoxen Kollegien des Russischen Reiches im Kontrast zum Gegenmodell protestantischer Reformuniversitäten. Galina Smagina untersucht das 1748 von Gerhard Friedrich Müller entworfene Projekt eines Regelwerks für die erste russische Universität in St. Petersburg und Jan Kusbers Aufsatz nimmt die Wahrnehmung der russischen Universitätslandschaft durch deutsche Gelehrte im 19. Jahrhundert in den Blick. Während die oben genannten Beiträge jeweils die Verbreitung der Institution der Universität im gesamt-russischen Raum betrachteten, gehen die folgenden drei Artikel auf die Geschichte regionaler Universitätsgründungen ein, die im Zuge der Bildungsreform Alexanders I. (1803–1804) entstanden. So werden die spezifi-

schon historischen und sozialen Entwicklungszusammenhänge der Bildungsverwaltungszentren in Kazan' (Elena Višlenkova), Charkow (Sergej Posochov) und Vilnius (Anatolij Ivanov) eingehend untersucht.

Den geistesgeschichtlich und institutionenhistorisch angelegten Beiträgen folgt der auf breiter empirischer Basis aufbauende sozialhistorische Abschnitt des Bandes. Tat'jana Kostina untersucht in ihrem Beitrag die ständische Zusammensetzung und den sozialen Status der Professoren an der Universität Kazan'. Evgenij Rostovcev geht in seinem Beitrag auf die sozialen Beziehungen der St. Petersburger Gelehrtenschicht mit den staatlichen Verwaltungsinstitutionen am Anfang des 20. Jahrhunderts ein. In einem größeren, komparatistisch vorgehenden Artikel zeigt Trude Maurer interessante Parallelen zwischen der Geschichte der deutschen Universität in Straßburg und der russischen Universität in Jur'ev (Tartu) am Ende des 19. Jahrhunderts auf. Marina Loskutova untersucht auf beeindruckend breiter Grundlage empirischen Materials die Möglichkeiten sozialer und geographischer Mobilität der Hochschullehrer auf dem Gebiet des Russischen Reiches in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Ljudmila Lapteva erörtert in ihrem Beitrag die Bedeutung der deutschen Universitäten für die Herausbildung der Slavistik im Russland des 19. Jahrhunderts. Die Aufsätze von Dmitrij Cyganov und Aleksandr Antošenko beleuchten den Einfluss deutscher historischer Schulen auf die Entwicklung der russischen Geschichtswissenschaften. Der Artikel von Oksana Vachromeeva bietet einen umfassenden Überblick über die Entwicklung der Hochschulbildungsprogramme für Frauen in Russland am Ende des 19. Jahrhunderts. Hartmut Rüdiger Peter unternimmt in seinem Text eine aufschlussreiche Analyse der veränderten Wahrnehmung russischer Studenten in Deutschland nach dem Revolutionsjahr 1905. Der abschließende Beitrag von Viktor Karady berichtet über die empirischen Forschungsmethoden und Erfassungskriterien, die bei einem breit angelegten Projekt zur soziologischen Erforschung der Bildungseliten in Ungarn (1867–1948) angewendet wurden.

Die Beiträge sind in ihrer Gesamtheit stimmig zusammengestellt und sorgfältig ediert worden.

Insgesamt vermittelt der gelungene Band vielfältige inhaltliche und methodische Ansätze zum Studium der osteuropäischen und russischen Bildungsgeschichte in Auseinandersetzung mit westeuropäischen Modellen der Bildungsverwaltung und -vermittlung. Es wäre zu hoffen, dass die im Sammelband dargebotenen methodologischen Zugänge in nächster Zukunft weiterführende Studien zur Geschichte der osteuropäischen Bildungslandschaft anregen würden.

Konstantin Kaminskij, Konstanz

VALERIJ S. VOLKOV: Pervyj rektor Tret'ego Pedagogičeskogo Instituta v Petrograde. Stranicy žizni A. P. Pinkeviča. Pod obšč. red. G. A. Bordovskogo i V. A. Kozyreva. S.-Peterburg: Izdat. RGPU imeni A. I. Gercena, 2007. 583 S., Abb. ISBN: 978-5-8064-1203-2.

In Deutschland ist Al'bert P. Pinkevič (geb. 24.12.1883 bzw. 5.1.1884) vor allem durch die Arbeiten von Oskar Anweiler und Marianne Krüger-Potratz als Sowjetpädagoge und Schultheoretiker bekannt. Ausgehend von seiner Mitarbeit an der ersten „Verordnung für die Einheits-Arbeitschule“ wurde vor allem seine Rolle als rechter Abweichler in der „zweiten Schulrevolution“ (1929–1931) erörtert. Die Hintergründe seiner späteren Verhaftung und Hinrichtung am 17. Oktober bzw. 25. Dezember 1937 blieben unerforscht. Lange galt 1939 als sein Todesjahr.

Es gibt mehrere Gründe, weshalb Pinkevič – zu verschiedenen Zeiten – kaum gewürdigt bzw. absichtlich vergessen wurde. Eine wichtige Rolle spielte die Tatsache, dass er sich ab 1907 von der sozialdemokratischen Partei abwandte. Nach der Februarrevolution von 1917 stand er eher ihrem menschowistisch-internationalistischen Flügel nahe und protestierte an Maksim Gor'kij's Seite gegen die bolschewistische Machtübernahme. Ein weiterer Grund war seine Nähe zur Pädologie, einer synthetischen Wissenschaft vom Kind, die Medizin, Psychologie und Pädagogik umfasste, und als solche 15 Jahre Bestand hatte, bis sie 1936 als „antimarxistisch“ verurteilt wurde. Den größten Anteil daran aber, dass Pinkevič lange Zeit so wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde, hatte das seit 1937 wirksame, später nur langsam überwundene Stigma als „Feind des Volkes“.

Die Forschungslücke zur Biographie von Pinkevič versucht mit Valerij S. Volkov ein Historiker zu schließen, der sich mit zahlreichen Veröffentlichungen zur russischen Hochschulgeschichte und *intelligencija* im 20. Jahrhundert einen Namen gemacht hat. Ziel ist es, die intellektuelle Entwicklung des Sowjetpädagogen sowie die Logik seines Verhaltens zu ergründen. Herangezogen werden alle im Laufe des Lebens von Pinkevič produzierten Texte: literarische Erzählungen, naturkundliche Methodiken, Rezensionen, öffentliche Appelle, tages- bzw. bildungspolitische Reden, Vorträge (im Ausland), Zeitschriften-, Lexikon- und Sammelbandartikel u.a. Dort, wo es um spätere Angriffe auf Pinkevič und dessen Gegenwehr – bis hin zur späteren Selbstverleugung – geht, werden gezielt einzelne Sätze, mitunter auch ganze Passagen aus dem auch Dutzende wissenschaftliche Monographien umfassenden Oeuvre des Autors zitiert. Mit dieser Herangehensweise versucht der Biograph, die tatsächlichen Beweggründe und Motive für das jeweilige Handeln seines Protagonisten herauszuarbeiten.

Am Anfang stehen die Schulzeit am Gymnasium in Ufa, besonders aber die Zeit als Student an der naturwissenschaftlichen Abteilung der Universität Kazan'. In der Hochphase der Revolution von 1905, nachdem Pinkevič auf dem Universitätsplatz heftig von der Polizei verprügelt worden war, verließ er Universität und Stadt und begann das Leben eines Revolutionärs. In Ekaterinburg und in Lugansk (in der heutigen Ukraine) verbrachte er jeweils mehrere Monate in Untersuchungshaft, beide Haftzeiten endeten mit anschließender Rückführung nach Kazan'. Seine „studentischen“ Jahre (von 1904 bis 1907) standen, wie Pinkevič später betont, beispielhaft für Vorbereitung, Höhepunkt und Zusammenbruch der ersten russischen Revolution.

Mit Unterstützung des Rektors und einiger Professoren konnte Pinkevič sein unterbrochenes Studium 1907 wieder aufnehmen und im Jahr darauf erfolgreich beenden. Da er aber trotz ausdrücklicher Empfehlung nicht als Professorenstipendiat an der Universität verbleiben durfte, nahm er ein Angebot des Kadettenkorps und Lehrerseminars in Vol'sk (im Gouvernement Saratov) an, dort Naturkunde zu unterrichten. Ein fester Bestandteil seines neuen Lebens war fortan auch das Schreiben, das er während der Lugansk-

ker Haft begonnen hatte. Ein für Pinkevič einschneidendes Erlebnis war der Kontakt zu Gor'kij, der in zwei Briefen vom italienischen Exil auf Capri aus seinen ersten Band mit Erzählungen einer strengen Kritik unterzog.

1914 gelang Pinkevič der Aufstieg an eines der renommiertesten Gymnasien Russlands: die private Tenišev-Handelsschule in Petrograd. Während des Ersten Weltkriegs und nach der Februarrevolution von 1917 engagierte er sich in Gor'kij's Monatszeitschrift „Letopis“ (Die Chronik) und dessen Zeitung „Novaja žizn“ (Neues Leben). Eine wichtige Rolle spielte auch das Komitee für Volksbildung, ein Expertengremium, welches das Ministerium für Volksaufklärung in der Zeit der Provisorischen Regierung beriet.

Dass Pinkevič die Arbeit als Experte nach der Ablösung der Provisorischen Regierung durch die bolschewistische Regierung fortsetzte, ist besonders der Patronage des neuen Volkskommissars für Aufklärung, Anatolij V. Lunačarskij, zu verdanken. Dieser fühlte sich in der Frage, welche Art von Schule in der Zukunft zu organisieren sei, eher der sogenannten Petrograder Gruppe um Pinkevič zugehörig als der weiter links stehenden Moskauer Gruppe.

Im November 1918 wurde in Petrograd unter Mitwirkung von Pinkevič ein Anfang 1920 nach Aleksandr I. Gercen (Herzen) benanntes Pädagogisches Institut gegründet. Ebenfalls unter seiner Mitwirkung entstand im Oktober 1920 eine Regionaluniversität in Ekaterinburg, ein ambitionierter Zusammenschluss technischer und gesellschaftswissenschaftlicher Institute. Seine Berufung als Stellvertreter in Gor'kij's Petrograder Kommission für die Verbesserung der Lage der Wissenschaftler (kurz: PetroKUBU) zwang Pinkevič, seine Tätigkeit als Rektor an der Uraler Universität, für die er vom Gercen-Institut ohnehin nur bis Juni 1921 beurlaubt worden war, vorzeitig zu beenden.

1922 unternahm Pinkevič erstmals eine mehrmonatige Dienstreise über Finnland nach Schweden und Deutschland (u.a. zu Gor'kij). Sie markierte den Beginn seiner intensiven Auseinandersetzung mit der Sowjet-Pädagogik, wofür er zunächst die Leitung des Gercen-Instituts und dann auch die der PetroKUBU abgab. Aus seiner Übersiedlung nach Moskau resultierte im Mai 1924 die Übernahme des Amtes des Rektors an

der 2. Moskauer Universität, die ein knappes Jahr nach dem Oktoberumsturz auf der Basis der ehemaligen Hochschulkurse für Frauen gegründet worden war. 1926 gründete er hier das Wissenschaftliche Forschungsinstitut für Pädagogik und übernahm dessen Leitung. In dieser Funktion reiste er regelmäßig ins Ausland, vor allem nach Deutschland (1926, 1927, 1928), später sogar für mehrere Monate in die USA (1929). Zugleich begannen aber für Pinkevič politisch bedingt schwierige Zeiten: ideologisch motivierte Anschuldigungen, die Auflösung seiner Universität und der Zwang zu öffentlicher Selbstkritik. Diese bezeichnet das Ende seiner intellektuellen Unabhängigkeit. Ein letzter Artikel über den Gegenstand der Pädagogik aus dem Jahr 1937 stellt, wie schon Krüger-Potratz hervorhob, eine einzige Verbeugung des Autors vor Stalin und ein im Grunde nutzloses Loblied auf die kommunistische Erziehung dar.

Volkovs Studie über „den ersten Rektor des 3. Pädagogischen Instituts in Petrograd“ steht in der Tradition der Erforschung der eigenen Hochschule, geht aber angesichts der oben genannten Vielfalt und Reichweite der herangezogenen Quellen (St. Petersburg, Moskau, Kazan', Ekaterinburg) darüber hinaus. Die einzelnen Seiten bzw. Episoden des Lebens von Pinkevič vermitteln einen tief reichenden Einblick in die allgemeine Kultur- und Gesellschaftsentwicklung Russlands in den ersten zwanzig Jahren der Sowjetzeit, wobei die von Pinkevič (mit-)geprägte sowjetische Schul- und Hochschulentwicklung einen Schwerpunkt bildet. Allerdings kann Volkov die Frage, inwieweit der geschilderte Werdegang des Protagonisten seine Vernichtung im Jahr 1937 bedingte, nicht eindeutig beantworten, zum einen, weil es die Quellenlage bis heute faktisch nicht hergibt, zum anderen, weil der Autor diese Frage auch theoretisch an keinem Punkt seiner Arbeit, auch nicht in den kurzen Schlussbemerkungen, thematisiert.

Das Fehlen eines Namens- und Sachregisters sowie gelegentliche Ungereimtheiten und kleinere Fehler sind meine einzigen Kritikpunkte an Volkovs Arbeit. Wie generell in (kleinen) Universitätsverlagen üblich, ist das Buch leider nur in einer Auflage von 500 Exemplaren gedruckt worden.

Matthias Bürgel, Oldenburg

ALEKSEJ M. LIPČANSKIJ, ELENA G. TIMOFEEVA, SERGEJ V. LEBEDEV, PETR V. KAZAKOV: *Stolica pre-slavnoj provincii. Istorija astrachanskogo gorodskogo obščestvennogo samoupravlenija* [Die Hauptstadt der ruhmreichen Provinz. Die Geschichte der städtischen Selbstverwaltung Astrachan's]. Astrachan': Astrachanskij universitet, 2008. 306 S., Abb. Tab. ISBN: 978-5-9926-0214-2.

Die Darstellung setzt sich zum Ziel, 450 Jahre Geschichte der Stadt Astrachan' zu beleuchten. Im Zuge der territorialen Expansion des Moskauer Staats eroberte Ivan IV. 1556 das Khanat von Astrachan'. Die an der Wolga in unmittelbarer Nähe des Kaspischen Meeres gelegene Stadt bildete seinerzeit nicht nur den imperialen Vorposten an der südlichen Peripherie, sondern zeichnete sich zugleich durch ihre handelspolitische Brückenfunktion zum Orient aus: Sie war das „Fenster nach Asien“ und damit der Gegenentwurf zu der eineinhalb Jahrhunderte später gegründeten Hauptstadt St. Petersburg.

Das Werk ist chronologisch gegliedert. Von den vier inhaltlichen Kapiteln beschäftigt sich das erste mit der städtischen Gesellschaft und den Organen der städtischen Verwaltung vom 16. Jahrhundert bis zum Ende der Katharinäischen Epoche. Das zweite und mit annähernd der Hälfte des Gesamtumfangs längste Kapitel thematisiert das 19. Jahrhundert. Allerdings werden die ersten 70 Jahre auf einem Dutzend Seiten vergleichsweise cursorisch abgehandelt, um dafür umso detaillierter die Situation der städtischen Selbstverwaltung seit der Stadtreform des Jahres 1870 sowie der sog. Gegenreform von 1892 erörtern zu können. Das dritte Kapitel ist der städtischen Entwicklung in der Sowjetzeit gewidmet. Allerdings wird dieses Dreivierteljahrhundert sehr ungleichmäßig behandelt. Der Revolution, dem Bürgerkrieg sowie den 1920er und 1930er Jahren wird mehr Beachtung beigemessen als der Zeit danach. Dieser Zeitraum wird, mit Ausnahme eines kurzen Unterpunktes über die Jahre des Zweiten Weltkriegs, unter dem Blickwinkel der ökonomischen Entwicklung als eine Art Leistungsschau thematisiert. Das vierte und letzte Kapitel ist nicht mehr als ein Epilog: Auf lediglich zehn Seiten behandelt es die postsowjetische Ära.

Zu bedauern ist, dass die Verfasser sowohl auf eine Zusammenfassung als auch auf eine Einleitung verzichtet haben. Weder Fragestellung noch Forschungsstand werden erörtert. Im Grunde ist das Werk ein Zwitter aus heimatkundlicher und zur Detailfülle neigender wissenschaftlicher Darstellung. Allerdings weisen die Ausführungen wenigstens drei Defizite auf: Erstens fehlt ein systematisierender Zugriff. Im Grunde bleibt die Entwicklung der Stadt Astrachan' bis zum Ende diffus. Ein Manko ist, dass gänzlich auf Karten verzichtet wurde, die es dem Leser erlaubt hätten, das Wachstum der Stadt im Laufe der Jahrhunderte nachvollziehen zu können. Ferner fehlen grundsätzliche Informationen, beispielsweise über die Entwicklung der städtischen Bevölkerung, ihre ethnische, religiöse und sozioökonomische Zusammensetzung sowie über die soziale Geographie der Stadt, d.h. hinsichtlich einer etwaigen regionalen oder, evtl. wie in den beiden Hauptstädten, vertikalen sozialen Segregation. Die Verfasser präsentieren lediglich einzelne Angaben, die aber wenig über den Grad der Dynamik der Entwicklung in dem Zeitraum von 1870 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs bzw. bis zur Revolution von 1917 zulassen.

Warum einzelne Aspekte erörtert, andere weggelassen werden, bleibt für den Leser ein Geheimnis. Wiederholt werden Namen genannt, die dem Spezialisten der Geschichte Astrachan's etwas sagen dürften, nicht aber dem Rezensenten. Warum sind diese Personen wichtig, was zeichnete sie aus, welche Rolle spielten sie im städtischen Leben etc. (S. 88, 95)? Nach der Revision der städtischen Selbstverwaltung im Jahre 1892 wurde die städtische Duma in sechs Wahlkreisen gewählt. Wahlen erhielten dadurch eine stadtteilpolitische Brisanz, über die die Verfasser leider hinweggehen. Dabei wäre es doch spannend gewesen zu erfahren, wo die Gemeinsamkeiten bzw. Unterschiede in einer stärker regionalisierten Wahl gelegen haben (S. 88)? Wie waren die Stadtteile geschnitten? Gab es ähnliche Probleme wie beispielsweise bei den Parlamentswahlen in England im 19. Jahrhundert mit den sog. *rotten boroughs*, dass also Wahlkreise bewusst eigenwillig gezogen wurden, um Mehrheiten zu sichern? Das Potential, das in dem lokalen Material der Stadt Astrachan' zu stecken scheint, haben die Autoren leider nicht annähernd genutzt.

Zweitens wird die Relevanz vieler Informationen nicht verdeutlicht. Welchen Erkenntnisgewinn bergen die zahlreichen Schaubilder und Statistiken, wenn sie nicht kontextualisiert werden? Es fehlen leider oft Vergleichsparameter, um die präsentierten Informationen verorten zu können.

Drittens schließlich wird der Leser mit den Informationen allein gelassen, weil allzu oft eine Interpretation unterbleibt. Dies ist umso mehr zu bedauern, als die Darstellung mit einer faszinierenden Detailflut aufzuwarten vermag, wie z.B. der Schilderung des Arbeitsalltags eines Mitglieds des Stadtmagistrats (S. 105) und der intensiven Bemühungen des persönlichen Ehrenbürgers P. S. Kravčenko, zugleich Bürgermeister Astrachan's in den Jahren von 1913 bis 1916, eine aus Spezialisten rekrutierte städtische Leistungsverwaltung aufzubauen. Bei diesem Beispiel bleiben allerdings manche Fragen unbeantwortet: Wie veränderte sich quantitativ und qualitativ die städtische Selbstverwaltung? Mit welchen Ausgaben war diese Politik des Bürgermeisters verbunden, welche Auswirkungen zeitigte sie auf eine Stadt, die – wie viele andere im Zarenreich auch – mit beträchtlichen finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte (S. 112f.)?

Darüber hinaus bleibt zu fragen, ob das hier gezeichnete Bild einer strengen Kontrolle der städtischen Selbstverwaltungsorgane durch die nachgerade ubiquitäre Präsenz des Gouverneurs und seiner Administration tatsächlich der Realität entsprach (S. 103). Belege und Beispiele, die diese Behauptung stützen, fehlen hier, werden aber im Rahmen des folgenden Kapitels über die wirtschaftliche Tätigkeit der Stadtduma erwähnt, jedoch ohne offenkundige Widersprüche aufzulösen. Wäre die Kontrolle tatsächlich so strikt gewesen, hätte dann nicht das eine oder andere municipale „Panama“, sprich Amtsmissbrauch, Veruntreuungen und andere Delikte, verhindert werden können (S. 115 f.)?

Die Ausführungen zu Revolution und Bürgerkrieg sind relativ kurz. Die Verfasser üben durchaus Kritik an Willküraktionen der Bolschewiki. Zugleich machen sie deutlich, dass die Partei alles andere als monolithisch war. Mitte Mai 1918 ergriff ein profiliertes Genosse emphatisch Partei für die Stadtduma, wandte sich gegen deren Auflösung und befürwortete, dass sie und nicht der

Stadtsowjet die lokale Selbstverwaltung ausüben solle. Sein Appell konnte die herrschende Meinung im Sowjet nicht ändern. Drei Tage später löste der Sowjet die Stadtduma als eine der letzten in Sowjetrußland auf (S. 208 ff, 214). Die Ausführungen zu den Sowjets als Organen der lokalen Selbstverwaltung beschränken sich mit Rekurs auf die Verfassung der RSFSR und Dekrete der Sowjetregierung im Wesentlichen auf juristische Aspekte. Auswirkungen der Säuberungen der Stalinära auf die Funktionalität bzw. Zusammensetzung des lokalen Sowjets fehlen. Kritik an Stalin wird nicht geübt. Insgesamt wird ein positivistisches Bild der sowjetischen wie der postsowjetischen Ära gezeichnet.

Am Ende bleibt ein zwiespältiger Eindruck. Konzeptionell hätte ein Verzicht auf die beiden letzten Kapitel, die nichts anderes als ein oberflächlicher und verzichtbarer Appendix sind, dem Werk mit einer Beschränkung auf die Darstellung der lokalen Selbstverwaltung bis zur Auflösung der Stadtduma im Frühjahr 1918 zum Vorteil gereicht. Ungeachtet der Defizite dieser Studie dürfte ihre Lektüre zumindest für den wohl kleinen Kreis derer, die sich mit der Lokalgeschichte Astrachan's oder der Stadtgeschichte des Zarenreichs im Allgemeinen beschäftigen, von Nutzen sein.

Lutz Häfner, Göttingen

Vygoreckij Činovnik. V dvuch tomach [Vygoreckij Činovnik. In zwei Bänden].

Tom 1: Faksimil'noe vosproizvedenie rukopisnogo sbornika iz Drevlečranilišča Puškinskogo Doma, kollekcija I. N. Zavoloko, No. 3 [Band 1: Faksimile-Reproduktion der Sammelhandschrift aus der Sammlung alter Handschriften des Puschkin-Hauses. Kollektion I. N. Zavoloko, Nr. 3]. Izdanie podgotovil G. V. Markelov. S.-Peterburg: Bulanin, 2008. 508 S. ISBN: 978-5-86007-583-2.

Tom 2: Teksty i issledovanie [Band 2: Texte und Untersuchungen]. S.-Peterburg: Bulanin, 2008. 556 S. ISBN: 975-5-86007-585-6.

The hefty double-volume publication (amounting to 1064 pages) is an important landmark for the studies in Old Russian culture and the history of

Old Belief. Volume One is a facsimile publication of the eighteenth-century collection of documents from the archive of the Old Believer (Pomorian) community in Vyg and Leksa (Archangel'sk region). Volume Two contains a translation of these documents into contemporary Russian and a commentary presented by the editor of the volume, G. V. Markelov, a researcher at Pushkinskii Dom (The Institute of Russian Literature, St. Petersburg). The story of the original manuscript is fascinating. It was presented to Pushkinskii Dom in the 1970s by N. N. Zavoloko, an Old Believer collector and former prisoner of the Gulag from Latvia. Alongside with an autographic copy of the Life of the Archpriest Avvakum, written by himself (also donated by Zavoloko), the "Vygoreskii Chinovnik" which contains autographs of the founders of the Vyg-Leksa community, undoubtedly, represents a treasure of the Pushkinskii Dom library. The facsimile edition will be appreciated by palaeographers, philologists and scholars of the history of literature because it provides a decent-quality copy of the eighteenth-century manuscript written in *skoropis'* and *poluustav* allowing to trace editing of the original texts by the authors. The transcription of the original texts is thoroughly annotated, pointing to all corrections within the text and other inconsistencies. The commentaries to the texts, accompanied by cross-references, contain rich historical, biographical, geographical and religious details. The documents present the life of the Pomorian community as guided by strict rules based on the communal Rule of Basil the Great. Because the priestless Old Believers consider that marriage as a sacrament was no longer possible in the world tainted by the Antichrist, married couples had to be separated and to join male and female communities respectively. The documents provide a picture of the way in which monastic life was organised: The rules meticulously regulated the distribution and consumption of food, communication between the male and female members of the community, behaviour during prayer and work. During confession, for example, it was required to keep the doors of the chapel open so that the sacrament had witnesses. The community in Leksa which was separated in 1706 was guided by the men's community in Vyg. The Vyg leaders appointed

the mother-superior, treasurer, cook, baker, the supervisor of church services, readers and teachers (no. 14, 109–113, vol. 2). Since many of the inhabitants of Vyg-Leksa communities came from large peasant families, the kinship ties presented an unexpected problem for the leaders of the community. There were special rules regulating contacts between members of nuclear and extended families who lived nearby (excluding wives and husbands) (no. 24, 148–151, vol. 2). The documents provide evidence to higher levels of literacy among Old Believers, compared to the average Russian peasant, especially women. The female scribes copied the Old Believer texts for wider circulation: While their work was highly esteemed in the Old Believer world, they had to be supervised so that they did not write anything critical to their relatives (p. 213, vol. 2). The female readers were admonished to read "clearly and without mistakes" (p. 486, vol. 2). The continuous repetition of the rules (especially concerning the separation of sexes, food consumption, clothes and communication with the outside world) suggest that in practice these rules were frequently breached. The appendices to vol. 2 contain several texts (in Russian transcription) that were not part of the original manuscript, but provide an additional facet to the practices of the Pomorian community, for example various documents regulating behaviour of the members of the community who were away for making business. A valuable addition to the volume is the last chapter explaining the roles and practices of different officers in the Vyg-Leksa community. The edition of "Vygoreskii Chinovnik" is an impressive undertaking which is researched and presented in the best tradition of the "Otdel Drevnerusskoi Literatury" of Pushkinskii Dom. It will, undoubtedly, be a valuable addition to any serious academic library that specialises in Old-Slavonic literature. The user of the book is, however, required to have some knowledge of Old Believer history.

Irina Paert, Tallinn

TIMOTHY SNYDER: Der König der Ukraine. Die geheimen Leben des Wilhelm von Habsburg. Aus dem Amerikanischen von Brigitte Hilzensauer. Wien: Zsolnay, 2009. 414 S. ISBN: 978-3-552-05478-3.

Nebenlinien regierender und gestürzter Herrscherhäuser werden in der Geschichtsforschung meist wenig beachtet. Ausgeschlossen von der Thronfolge, agieren die „Prinzen von Geblüt“ selten glücklich. Timothy Snyder hat mit Wilhelm von Habsburg (1895–1948) eine schillernde Figur wieder entdeckt, die prototypisch für das Verhalten einer ganzen Dynastie steht. Aufgewachsen in Dalmatien, sollte er zunächst gemäß den Vorstellungen seines Vaters Karl Stefan die maritimen Ambitionen der Doppelmonarchie verkörpern, ehe sich dieser als „Pole“ begriff und seinen Sohn mit Brüdern und Schwestern in die nordöstlichen Reichsteile beorderte. Um sich zu emanzipieren, entdeckte Wilhelm die Ukraine für sich und engagierte sich ab der Endphase des Ersten Weltkrieges für die Unabhängigkeit „seines“ zu errichtenden Königreichs. Er lernte die Sprache und nannte sich „Vasyl Vysyvanyi“ (von Habsburg). Weder in die innerukrainischen Machtkämpfe noch in die Fallstricke der Außenpolitik oder gar in die Möglichkeiten und Interessen eines entflammten Nationalismus eingeweiht, dilettierte der junge Erzherzog in den folgenden Jahren im Exil als Schutzpatron eines Landes, in dem ihn keiner kannte. Mahnende Ratschläge der Familie ignorierte er, versuchte sich als Playboy in Paris, was jedoch an Geldmangel scheiterte, und brüskierte manch verbliebenen konservativen Anhänger durch sein Sexualleben.

Von seinen Geldproblemen wurde er schließlich durch seine Brüder erlöst, die ihn mit einer Apanage abfänden. Seine Liquidität erregte nicht nur die plötzliche Aufmerksamkeit der Ex-Kaiserin Zita, sondern auch einer lebensfrohen Französin, die mit einem Komplizen den naiven Erzherzog a. D. finanziell ausplünderte und gesellschaftlich ruinierte. Wieder auf sich allein gestellt, antichambrierte Wilhelm mit allen politischen Lagern rechts der Mitte, ehe er etwa 1941 erkennen musste, dass wirklich niemand in Europa, es sei denn, er war Reporter einer Boulevardzeitung, einen Habsburger als Gallionsfigur benötigte. Seine letzte Lebensrolle als engagierter Agent, Gegner Hitlers und gemäßigter ukrainischer Nationalist machten einige seiner Fehlritte vergessen, doch erst die Entführung durch den sowjetischen Geheimdienst in Wien im August 1947 und sein Tod im Gefängnis ermöglichten es Interessierten, Wilhelm von Habsburgs Leben als

Opfergang zu stilisieren. Als bald jedoch geriet er in Vergessenheit, woran sein ihm in Intimfreundschaft verbundener Neffe Otto nicht ganz unschuldig war.

Die gewinnende Sprache Snyders, gewahrt auch in der Übersetzung, sowie seine Fähigkeit, komplexe Zusammenhänge leserfreundlich zu präsentieren, können jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass er um der besseren Präsentation seines Protagonisten willen dessen angebliche Einzigartigkeit überhöht. Wenn Wilhelm von Habsburg wirklich so auf Selbständigkeit bedacht war, wieso hat er dann nicht den Titel abgelegt, wie es einige seiner Onkel schon vor 1918 getan hatten (z.B. „Leopold Wölfling“)? Und könnte es nicht sein, dass das Lavieren der Nebenlinien des Kaiserhauses bezüglich einer „polnischen“ oder „ukrainischen“ Nationalität und Krone weniger mit Unabhängigkeit gegenüber „Nationalitäten“ und mehr mit Profilierungsdrang und Überlebenswillen auch auf Kosten des Kaisers zusammenhing? Den tiefen Hass der Zeitgenossen auf das Erzhaus, der in allen Teilen der Doppelmonarchie brodelte, scheint Snyder nie wirklich untersucht zu haben. Auch die antisemitischen Exzesse mancher Verbündeter des naiven Erzherzogs werden nur am Rande thematisiert.

Gleichwohl ist Snyders Biographie ein wertvoller Beitrag zur Untersuchung des Denkens der Habsburger am Ende ihrer Macht, zur Familienanalyse und zur Vermischung von Rationalität und Phantasie im Denken derjenigen Mächtigen, die ihre Macht verloren haben. Die Wunschträume Wilhelm von Habsburgs, seine wechselnden Bündnisse und sein Scheitern im realen Leben ähneln fatal dem Verhalten exilierter Diktatoren lateinamerikanischer Bananenrepubliken. Von diesen trennt ihn vor allem sein tragischer, mythenumrankter Tod.

Florian G. Mildenberger, Berlin

A. A. ALIEV: Ideologija „Musul'manskogo nacionalizma“. Analitičeskij obzor. [Die Ideologie des „islamischen Nationalismus“. Ein analytischer Überblick.] Moskva: Izdat. INION RAN, 2008. 102 S. = Vseobščaja istorija. ISBN: 978-5-248-00464-5.

Mit dem 11. September 2001 scheint das Phänomen „muslimischer Nationalismus“ endgültig zu einem Anachronismus geworden zu sein. Auch im Bereich der ehemaligen Vielvölkerstaaten Sowjetunion und Jugoslawien sehen sich Staaten und Nationalbewegungen, die sich als „muslimisch“ definieren, durch radikale islamische Bewegungen herausgefordert.

Zeitlich deckt die vorliegende Studie historische Entwicklungen zwischen der Entstehung eines muslimischen Reformismus im 19. Jahrhundert und der Krise des arabischen Nationalismus in Folge der Nahostkriege 1967 und 1973 sowie der Iranischen Revolution von 1979 ab. Aliev diskutiert vor allem dogmatische Aspekte der Verbindung von Islam und Nationalismus vom Koran bis zu den Vordenkern eines muslimischen Nationalismus im 20. Jahrhundert. Versuche der politischen Umsetzung solcher Vorstellungen werden nur selten angesprochen. Der Schwerpunkt der Darstellung liegt so eindeutig auf der Synthese muslimisch-reformistischen Denkens und nationaler Ideologie im Prozess der Dekolonisierung. Geographisch gesehen behandelt Aliev vor allem den arabischen Raum und Persien; er bezieht nur gelegentlich Beispiele aus dem süd- und südostasiatischen Raum ein.

Diese zeitliche und räumliche Beschränkung zu akzeptieren fiel leichter, würde der Autor entweder mit neuen Erkenntnissen oder originellen Interpretationen aufwarten oder die politische und gesellschaftliche Relevanz der Ideologie im historischen Kontext überzeugend diskutieren. Dies ist jedoch nicht der Fall. Im Gegenteil paraphrasiert Aliev über weite Passagen Erkenntnisse der sowjetischen Orientalistik. Gelegentlich werden auch ältere westliche Studien zitiert. Neuere Arbeiten, allen voran solche, die sich mit der Entstehung konkurrierender islamischer Ideologien befassen, bleiben völlig unbeachtet.

Noch problematischer ist, dass Aliev den Begriff Nationalismus und seine Derivate nicht diskutiert beziehungsweise definiert und dass seine Ideologieggeschichte nur in Ausnahmefällen auf einer unmittelbaren und detaillierten Analyse der Schriften muslimischer Nationalisten beruht. Deswegen gewährt der kompakte Band eher einen Überblick über die Entwicklung von Orientalistik und Islamwissenschaft in der späten

UdSSR. Als Einführung in die Thematik kann er nur sehr eingeschränkt empfohlen werden.

Christian Noack, Maynooth, Irland

Graždanskaja identičnost' i sfera graždanskoj dejatel'nosti v Rossijskoj imperii. Vtoraja polovina XIX – načala XX v. Otv. red. B. Pietrov-Ėnnker i G. N. Ul'janova. Moskva: Rosspën, 2007. 302 S. ISBN: 978-5-8243-0862-4.

The collection under review features contributions by an international group of eleven historians of Late Imperial Russia, some of whom participated in the agenda-setting roundtable on “Civic Identity” organized for the VI ICCEES World Congress in 2000 (Tampere, Finland). The editors have compensated for the multiple disparities in style and methodology of individual scholars and their national academic cultures by skillfully arranging the chapters in four parts: a methodological Introduction; Part I, focused on “civic initiatives” (lumping together private or corporate philanthropic activities and *zemstvo* administration); Part II mostly dedicated to the entrepreneurial class; and Part III discussing the phenomenon of “civic identity” and its formation.

This collection exhaustively summarizes the results of studies of Russian civil society in Russia, Germany, and the United States that had been completed by the new millennium, and thus can be viewed as a benchmark of the scholarship of the 1990s. This is the strength of the book, but also its weakness, as seen from 2012, or even 2007 (when it was published). The conflicting and even mutually exclusive methodological approaches of contributors (as can be seen even in two articles in the introductory part, by the editors and by Lutz Häfner) are formulated in a way very typical of debates of the late 1990s. This was a bifurcation point in the development of the social history of Russia, a parting of the ways.

One path, overrepresented in the book under review, was that of rigid structuralism and epistemological fetishism. This is a view of society as mechanically assembled from distinctive “bricks” and “layers” of social groups (classes, legal estates, nationalities, etc.), and of a theoretical apparatus which appears inseparable from the

reality it is supposed to describe and analyze. Hence, fierce battles over the “true” meaning of the notions of “modernity,” “civil society,” or “bourgeoisie”: it is believed that no understanding of a phenomenon is possible without its proper naming, and a good definition amounts to a perceptive understanding. It is likewise believed that “civil society” (or “peasants,” or “entrepreneurs”) is a “thing” properly institutionalized and legally codified: if a public association is formally registered by the Ministry of the Interior, it is a part of the civil society; in this case, an informal network of solidarity and opinion exchange would not even be noticed. The anthropological and linguistic turns, postcolonial theory and nationalism studies are among the conceptual models demonstratively ignored by this type of social history.

An alternative approach to social reality and the analytical apparatus employed to study this reality is almost absent in this collection, with the important exception of the chapter by Joseph Bradley. Bradley is fully aware of the fundamental distinction between the categories of analysis and the categories of practice. To him, the analytical concepts of “civil society” or “public sphere” are just methodological instruments that are needed to explore the broader issues of political culture. Accordingly, Bradley does not study the “phenomenon” of civil society as a really existing “thing,” but he uses this concept to highlight and interpret certain patterns of social interactions. Following the argument fully elaborated in his earlier publications, he also demonstrates the methodological and historical fallacy of a belief in the reality of some normative (“Western”) civil society or self-conscious autonomous middle classes. The primary target of Bradley’s criticism is the popular idea of “west-östliches Kulturgefälle,” but the deconstruction of the European “normative” scenario also gives new impetus to comparative studies.

The productiveness of this approach can be seen in the chapter by Tatiana Sviridova, arguably the most suggestive in the entire collection despite her abstaining from discussing “big” theoretical issues. She places the debates of the second half of the nineteenth century concerning the institution of local self-government (*zemstvos*), newly established in Russia, in a broader

European context. The Russian case is set against the background of the fascinating story of the “invention” of the British system of self-government by German jurists and historians of law, whose interpretations affected the legal discourse in continental Europe, in the Russian Empire, and, ultimately, in Great Britain itself, leading to a new round of mutual projections and borrowings.

With the exception of the chapters by Bradley and Sviridova, the collection offers a comprehensive summary of older approaches to the study of Russian imperial society, and as such is of mostly historiographic interest.

Ilya Gerasimov, Kazan'

EVA-MARIA STOLBERG: *Sibirien – Russlands „Wilder Osten“*. Mythos und soziale Realität im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart: Steiner, 2009. 392 S. = Beiträge zur europäischen Überseegegeschichte, 95. ISBN: 978-3-515-09248-7.

Das Buch von Eva-Maria Stolberg ist die vierte geschichtswissenschaftliche Monographie zu Sibirien, die innerhalb von wenigen Jahren in Deutschland erschienen ist. Während Claudia Weiss den Blick auf das Wirken der Kaiserlich-Russischen Geographischen Gesellschaft im zarischen Sibirien richtete (2007) und Dittmar Dahmann mit seiner umfangreichen, informativen und zugleich sehr lesbaren Überblicksdarstellung (2009) den missglückten gleichartigen Versuch von Sabine Gladkov (2007) wettgemacht hat, widmet Eva-Maria Stolberg sich der von ungeheuren Migrationsbewegungen geprägten historischen Phase der Industrialisierung und Modernisierung Sibiriens vom Bau der Transsibirischen Eisenbahn bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Dabei versteht sie Sibirien als eine typische Binnenkolonie, die sich als frontier, als Expansionsgrenze, beschreiben und mit entsprechenden anderen Binnenkolonien vergleichen lässt. Bereits der Titel „Russlands ‚Wilder Osten‘“ weist auf die ins Auge gefasste Parallele, den „Wilden Westen“ der USA, hin. Stolbergs Studie will sich einschreiben in die aktuelle Forschungsrichtung der „frontier and borderland studies“.

Nachdem sie eingangs die durch die jahrhundertelange Verbannungspraxis bedingte symbolische Ambivalenz Sibiriens zwischen „Stigma

und Laboratorium der Moderne“ reflektiert hat, die die Symbolik Sibiriens deutlich von der des amerikanischen Westens unterscheidet, wendet sie sich im Folgenden mehr den Parallelen zu. Wobei – das muss deutlich gesagt werden – dies ein Buch über Sibirien bleibt, die Vergleiche mit Amerika oder mit Kanada, das, wenn es passt, auch in die Überlegungen miteinbezogen wird, zumeist eher knapp bleiben und refrainartig auf lange, Sibirien gewidmete Passagen folgen. Aufschlussreich sind diese Vergleiche allemal, und sie halten die zentralen Abschnitte argumentativ zusammen: Über den Bau der transsibirischen Eisenbahn; über die Dynamik, die Spezifik und die Motivationen der Migrationsströme von Siedlern bzw. Kolonisten seit dem späten 19. Jh.; über die demographischen und die biographischen Besonderheiten der Kolonisierung (Frauenmangel; Kolonistengesellschaft als ‚melting pot‘, biographisches Muster „vom Tellerwäscher zum Millionär“); über die Herausbildung städtischer Ballungsräume und die Beziehung zwischen Stadt und Land in den neuen Siedlungsgebieten; über die Jagd nach Bodenschätzen (Goldrausch hier wie dort); über staatlich gelenkte Zivilisierungs- und Assimilierungsbestrebungen gegenüber der indigenen Bevölkerung; über den Aufschwung der Agrarwirtschaft durch eine Kooperativenbewegung; über die zunehmend kollektivistische Organisation der Landwirtschaft; und schließlich über den vor und während des Zweiten Weltkriegs militärisch-industriellen Aufschwung der beiden Peripherien, deren wirtschaftliche Relevanz und Potentiale gerade jetzt entdeckt wurden, und über die Massenzuwanderung in diese an chronischem Arbeitskräftemangel leidenden Gegenden, die diesen Aufschwung hier wie dort begünstigten. Vergleiche werden auch auf der Ebene der Mytheme gezogen, die jeweils einen nationalen Mythos mitkonstituieren: Ein einleitendes Kapitel ist der Frage nach der Herausbildung eines sibirischen frontier-Mythos gewidmet, der mit dem von Frederick Jackson Turner ausformulierten amerikanischen vergleichbar wäre, und es findet Parallelen. Das Bild des Kosaken wird in vieler Hinsicht als dem des Cowboy vergleichbar dargestellt. Stolberg weist darauf hin, dass Sibirien, das im Stalinismus als Region der Superlative, als Ort der Überbietung im zivilisationsgeschichtlichen

Wettkampf der Nationen symbolisch modelliert wurde, auch in dieser Hinsicht dem amerikanischen Westen ähnelte. Sibirische und amerikanische industrielle Megaprojekte und Metropolen wie Novosibirsk und Chicago müssen zusammengesehen werden.

Alle diese Vergleiche entreißen Sibirien endgültig einer – nicht zuletzt auch im populären Bewusstsein verankerten – deutschen Forschungstradition, die Sibirien als große welthistorische Ausnahme betrachtet, und stellt es in einen globalhistorisch vergleichenden Kontext. Nur an einem Punkt beharrt Stolberg auf der Unvergleichbarkeit zwischen Sibirien auf der einen Seite und den USA, Kanada und sogar der alten Strafkolonie Australien auf der anderen: das sowjetische Lagersystem des GULAG könne und soll nicht verglichen werden.

Auch ein zweiter Aspekt trägt dazu bei, dass diese Studie gegenüber der früheren Sibirienforschung neue wichtige Perspektiven eröffnet. Stolberg sieht Sibirien nicht nur von Westen her – als peripheren Raum europäischer kolonialer Expansion –, sondern auch von Osten her, als Interessen-, Migrations- und Einflussraum der ostasiatischen Mächte Japan und China. Damit berücksichtigt sie ein – in anderen Untersuchungen schon aufgrund sprachlicher Inkompetenz – vernachlässigtes Forschungsfeld und verleiht den historischen Prozessen der Erschließung und Aneignung Sibiriens die globalgeschichtliche Bedeutung, die sie haben. Wichtiges erfährt man hier über die ostasiatische Migration nach Sibirien, über die Entwicklung des Handels mit China und Japan, über die durch (chinesische) Verbannung, Opiumanbau und Landstreichtum der Chunchuzen geprägte Grenzzone zu China, über die politischen und militärischen Spannungen zwischen Russland und Japan vor und nach der Oktoberrevolution und über die von den Historikern vernachlässigte zweite sowjetische Front gegen Japan im Zweiten Weltkrieg, aber auch über die durch die Kulturkontakte im Fernen Osten wesentlich mitbedingte Geschichte der wissenschaftlichen Orientalistik in Russland. Ein spezieller Abschnitt ist der russischen Kolonie-Enklave in China, der Frontier-Stadt Charbin gewidmet, die ihre Existenz dem Bau der Ostchinesischen Eisenbahn verdankte.

Stolberg weist auch darauf hin, wie mithilfe von ethnographischen oder rassentheoretischen Hypothesen nicht nur Herrschaftsansprüche legitimiert oder kritisiert wurden – im russischen Fall je nachdem, ob die Studien aus einer regimekonformen oder regimekritischen Perspektive geschrieben waren –, sondern auch territoriale Ansprüche erhoben wurden, so im Fall des japanischen Ethnographen, der eine Verwandtschaft zwischen Burjaten und Japanern postulierte und damit die Ansprüche Japans unterstützen wollte (S. 322).

So wird deutlich, dass Stolbergs Studie eine wegweisende neue Perspektive in die aktuelle Sibirienforschung bringt. Dennoch sind zwei kleine Kritikpunkte anzumerken:

1. Gewisse Schwächen zeigt die Arbeit im Bereich der Methodologie. Der Text verliert manchmal seinen Fokus und mäandert zwischen Strukturanalyse, positivistischer Faktenorientierung und mentalitätsgeschichtlicher Perspektive – letzteres will die Studie sein – hin und her. Der „frontier“-Begriff könnte sowohl strukturanalytisch als auch konzeptgeschichtlich besser expliziert und angewandt sein. Selbiges trifft generell für den Umgang mit symbolischen Konstrukten und literarischen Texten zu, wo die referierte symbolische Zuschreibung öfter in die Rede von einer anscheinend unverhandelbaren Realität kippt (z.B. im Kapitel über die „Kosaken“). Sicherlich, die Erweiterung der geschichtswissenschaftlichen Perspektive auf den Bereich des kulturellen Symbolhaushalts als politisch und sozial relevanter Interventionszone ist sehr begrüßenswert, wirklich gewinnbringend ist sie nur bei konsequenter Anwendung eines differenzierten Instrumentariums.

2. Ein rein formaler, aber die Lektüre immer wieder irritierender Makel des Buches ist seine schlechte Lektoriertheit: Grammatikalisch und stilistisch unsaubere Formulierungen treten ziemlich gehäuft auf und können manchmal zu Missverständnissen führen. Die Literaturhinweise in Fußnoten und Bibliographie weisen viele Diskrepanzen auf, die Bibliographie viele bedauerliche Lücken aus der Forschung der letzten Jahre, das Register ist recht dürftig usw. Da hätte man mit einem bisschen mehr Sorgfalt wesentlich mehr Lesefreude erreichen können.

Susanne Frank, Berlin

Vilnius. Geschichte und Gedächtnis einer Stadt zwischen den Kulturen. Hrsg. von Martin Schulze Wessel, Irene Götz und Ekaterina Makhotina. Frankfurt a.M., New York: Campus, 2010. 248 S., 86 Abb. ISBN: 978-3-593-39308-7.

Forschungen zu Erinnerungs- und Gedächtniskulturen erfreuen sich seit jüngster Zeit in der Geschichtswissenschaft großer Popularität. Auch Münchener Historiker, genauer gesagt Studierende des Elitestudiengangs „Osteuropastudien“ der Ludwig-Maximilians-Universität München, haben sich, angeleitet von den Herausgebern des Sammelbandes, mit den Erinnerungskulturen der Hauptstadt Litauens auseinandergesetzt und ihre Ergebnisse nun im Druck vorgelegt. Nach Ansicht der Herausgeber und der Autoren des Bandes lohnt Vilnius aus erinnerungskultureller Sicht untersucht zu werden, weil vor allem hier Orte mit einem hohen Anteil an divergierenden kollektiven Gedächtnissen im Stadtbild zu finden sind. In Vilnius existieren – nebeneinander und manchmal auch ineinander verflochten – litauische, polnische, jüdische und belarussische Erinnerungskulturen. Außerdem ist die Erinnerung an die Sowjetzeit aus der Stadtlandschaft nicht ganz getilgt, und es lässt sich leicht auch eine europäische Perspektive der Erinnerung in der Stadt erkennen. Fünf verschiedene Perspektiven – nämlich die litauische, jüdische, polnische, sowjetische und europäische – werden im Buch präsentiert. Leider haben die Verfasser die nicht so deutlich sichtbare, aber im Stadtbild durchaus existierende belarussische Erinnerungskultur außer Acht gelassen. Weil viele Erinnerungsorte in der Stadt gleichzeitig für verschiedene nationale Gruppen von Bedeutung sind, hätte eine siebte, speziell die verflochtenen Erinnerungskulturen in den Blick nehmende Perspektive das Gesamtergebnis noch verbessert.

Das Buch ist gut strukturiert. Die Verfasser geben zuerst einen Überblick über die jeweiligen Perspektiven, danach besprechen sie ausführlich einzelne, die jeweilige Erinnerungskultur symbolisierende Objekte. Damit bekommt dieses Buch Züge eines Reiseführers, der den Leser durch die komplizierte Landschaft der Erinnerungskulturen in der Stadt leitet.

Den Band kann man aus zwei Blickwinkeln beurteilen: Wenn man sich auf die Richtigkeit

und Präzision der faktischen Angaben konzentriert, so fallen doch manche Fehler und Widersprüche ins Auge. Verschiedene Autoren besprechen zwar dieselben Objekte in der Stadtopographie, geben dabei jedoch widersprüchliche Informationen. So sollte auf dem ehemaligen Lenin-Platz einem Autor zufolge ein „Grab des unbekanntenen Partisanen“ gebaut werden (S. 10), dagegen schreibt ein anderer von einem Denkmal für den „baltischen Weg“ (S. 163). Auch entsteht bei der Lektüre des Buches der Eindruck, dass es offenbar manchem Autor schwerfiel, sich in der Welt der mittelalterlichen Fürsten Litauens, die eine wichtige Rolle in der litauischen Erinnerungskultur spielen, zu orientieren. So heißt es in einem der Beiträge des Sammelbandes: „... das Wirken des Königs Mindaugas [stellte] ein wichtiges Thema der von der Nationalbewegung inspirierten Historiographie dar“; „der Name Mindaugas [stand] bis vor wenigen Jahren sogar auf dem ersten Platz bei der Wahl der Kindernamen“ (S. 29). Diese Feststellung ist allerdings nur richtig, wenn wir anstatt von Mindaugas vom Großfürsten Vytautas (1392–1430) reden. Auch die Darstellungen der Geschichte einzelner Denkmäler weisen Fehler auf. So wurde in Vilnius ein Denkmal für Marytė Melnikaitė „gefunden“, das tatsächlich nie gebaut wurde (S. 164), während andere, heute nicht mehr existierende Denkmäler falsch lokalisiert sind. Unverdient wurde den Litauern der Abriss des Denkmals von Michail N. Murav'ev zugeschrieben (S. 40); tatsächlich haben russische Truppen 1915 dieses Denkmal demontiert, bevor sie die Stadt vor dem Einrücken der deutschen Truppen verließen. Im heutigen Russland wie früher in der Sowjetunion versucht man, die Erinnerung an die ermordeten sowjetischen Kriegsgefangenen zu verdrängen. Dieser Tendenz folgt – mit Sicherheit unbeabsichtigt – auch das vorliegende Buch, wird darin doch von den Polen als zweitgrößter Opfergruppe nach den Juden in Paneriai (S. 120) gesprochen, während die dort ermordeten sowjetischen Kriegsgefangenen völlig ignoriert werden, obwohl deren Zahl deutlich höher als die der polnischen Opfer war. Wenn man heute diesen Ort des Schreckens besucht, fällt zunächst gar nicht auf, dass hier sowjetische Kriegsgefangene ermordet wurden, denn während fast für jede Opfergruppe größere oder kleinere Denkmäler errichtet wurden, erin-

net an die Sowjetsoldaten lediglich ein kleiner Gedenkstein.

Allerdings sind die faktischen Fehler im Buch für die Gesamtbewertung des Bandes nicht wirklich entscheidend, denn es gibt andere Kriterien, die viel wichtiger sind. Vor allem betrifft das die Gesamtkonzeption des Bandes. Ich kenne bis jetzt kein anderes vergleichbares, auch als Reiseführer geeignetes Buch, in dem die Erinnerungskulturen einer Stadt systematisch vorgestellt werden. Die Herausgeber und Autoren haben in sehr kurzer Zeit die wichtigsten Merkmale der Erinnerungskulturen in Vilnius erkannt und sie im Buch überzeugend präsentiert. Ihnen ist es gelungen, die historische Vielstimmigkeit der Stadt zu entdecken. Deswegen gehört diese Arbeit zu den wenigen Büchern, die ich zur Vorbereitung einer Reise nach Vilnius oder als Begleiter während eines Aufenthalts in der Stadt zur Lektüre empfehlen würde.

Alydas Nikžentaitis, Vilnius

Außerdem wurden in recensio.net Besprechungen in rein elektronischer Form als „jgo.e-reviews“ 2012,2 zu folgenden Büchern veröffentlicht:

A. A. Gromyko. Človek, diplomat, politik. Materialy naučno-praktičeskoj konferencii, posvjaščenoj 100-letiju so dnja roždenija A. A. Gromyko. 9 sentjabrja 2009 goda. (Susanne Schattenberg)

JU. G. ALEKSEEV: Pochody russkich vojsk pri Ivane III. (Hans Hecker)

ARKADIJ A. ARONOV: Russkoe Predvožroždenie. Monografija. (Edgar Hösch)

VINCENT BARNETT, JOACHIM ZWEYNERT: Economics in Russia. Studies in Intellectual History. (Friederike Sattler)

LARISA P. BELKOVEC: Administrativno-pravovoe položenie rossijskich nemcev na specposelenii 1941–1955 gg. Istoriko-pravovoe issledovanie. (Alfred Eisfeld)

VOLKMAR BILLIG, BIRGIT DALBAJEW, GILBERT LUPFER: Bilder-Wechsel. Sächsisch-russischer Kulturtransfer im Zeitalter der Aufklärung / Hrsg. für die Staatlichen Kunstsammlungen Dresden von Volkmar Billig, Birgit Dalbajewa, Gilbert Lupfer und Yulia Vashchenko. (Ernst Wawra)

- WENDY BRACEWELL: Orientations. An Anthology of East European Travel Writing, ca. 1550–2000 / Edited by Wendy Bracewell. (Desanka Schwara)
- RICHARD BUCHNER: Todfeinde – Komplizen – Kriegsbrandstifter. Der Hitler-Stalin-Pakt und die Folgen. Ein Essay. (Jan Lipinsky)
- CHESTER S. L. DUNNING, RUSSELL E. MARTIN, DANIEL ROWLAND: Rude and Barbarous Kingdom Revisited. Essays in Russian History and Culture in Honor of Robert O. Crummey / Ed. by Chester S. L. Dunning, Russell E. Martin and Daniel Rowland. (Edgar Hösch)
- I. V. DYNNIKOVA: Morozovskij chor v kontekste staroobryjadčeskoj kul'tury načala XX veka. (Eva Maeder)
- ANDREJ B. EDEMSKIJ: Ot konflikta k normalizacii. Sovetsko-južoslavskie otnošenija v 1953–1956 gg. (Peter Kaiser)
- ALEKSEJ M. FILITOV: Germanija v sovetskom vnešnepolitičeskom planirovanii. 1941–1990. (Jörn Happel)
- JONATHAN FRANKEL: Crisis, Revolution, and Russian Jews. (Dietrich Beyrau)
- ALEKSANDR V. GOLUBEV: „Esli mir obrušitsja na našu Respubliku ...“ Sovetskoe obščestvo i vnešnjaja ugroza v 1920–1940-e gg. (Manfred von Boetticher)
- ANDREJ A. GORDEEV: Istorija kazačestva. (Christoph Witzenrath)
- VLADISLAV JA. GROSUL: Russkoe zarubež'e v pervoj polovine XIX v. (Jan Kusber)
- FEDOR A. GUŠČIN, SERGEJ S. ŽEBROVSKIJ: Plennye generaly Rossijskoj imperatorskoj armii 1914–1917. (Oksana Nagornaja)
- TAT'JANA S. ILARIONOVA: Rossijskie nemcy v sovetsko-zapadnogermanskich poslevoennyh otnošenijach 1945–1961 gg. (Claus Scharf)
- VLADIMIR P. JAMPOL'SKIJ: Uničtožit' Rossiju vesnoj 1941 goda. (A. Gitler, 31 ijulja 1940 goda). Dokumenty specslužb SSSR i Germanii. 1937–1945 gg. (Jörn Happel)
- ANDREJ L. JURGANOV: Kategorii russkoj srednevekovoj kul'tury. / 2-e izd., isprav. i dop. (Wolf-ram von Scheliha)
- LUCIAN N. LEUSTEAN: Orthodoxy and the Cold War. Religion and Political Power in Romania, 1947–65. (Kurt Scharr)
- A. JA. LIVŠIN, I. B. ORLOV: Sovetskaja propaganda v gody Velikoj Otečestvennoj vojny. „Kom-
municacija ubeždenija“ i mobilizacionnye mehanizmy. (Tanja Penter)
- TAT'JANA MARČENKO: Russkie pisateli i Nobelevskaja premija (1901–1955) – Russische Schriftsteller und der Literaturnobelpreis (1901–1955). (Lilia Antipow)
- KIMITAKA MATSUZATO: Regiony Ukrainy. Khronika i rukovoditeli / Naučnyj redaktor Kimitaka Macuzato. (Rudolf Augustinus Mark)
- MARK G. MEEROVIČ: Nakazanie žiliščem. Žiliščnaja politika v SSSR kak sredstvo upravljenija ljud'mi (1917–1937 gody). (Botakoz Kassymbekova)
- JULIA A. NAUMOVA: Ranenie, bolezn' i smert'. Russkaja medicinskaja služba v Krymskuju vojnu 1853–1856 gg. (Oksana Nagornaja)
- NATAL'JA OCHOTINA-LIND, PETER UL'F MELLER: Vtoraja Kamčatskaja ekspedicija. Dokumenty 1734–1736. Morskie otrjady / Sostaviteli Natal'ja Ochotina-Lind, Peter Ul'f Meller. (Martina Winkler)
- DÓNAL O'SULLIVAN: Dealing with the Devil. Anglo-Soviet Intelligence Cooperation During the Second World War. (Grzegorz Rossoliński-Liebe)
- JAMES PALMER: Der blutige weiße Baron. Die Geschichte eines Adligen, der zum letzten Khan der Mongolei wurde / Aus dem Engl. von Nora Matocza und Gerhard Falkner. (Florian Mil- denberger)
- CAROL B. STEVENS: Russia's Wars of Emergence 1460–1730. (Hans Hecker)
- DILJARA M. USMANOVA: Musul'manskoe „sektantstvo“ v Rossijskoj imperii. „Vaisovskij Božij polk staroverov-musul'man“. 1862–1916 gg. (Franziska Davies)
- KONSTANTIN I. ZUBKOV, NIKOLAJ S. KOREPANOV, IGOR' V. POBEREŽNIKOV: Territorial'no-ekonomičeskoe upravlenie v Rossii XVIII – načala XX veka. Ural'skoe gornoe upravlenie / Otv. red. Igor' V. Poberežnikov. (Dietmar Wulff)
- LJUBOV M. ŽVANKO: Biženstvo peršoji svitovoji vijny v Ukraini. Dokumenty i materialy (1914–1918 rr.). (Rudolf Augustinus Mark)